

Mannsbilder

Thomas Gesterkamp

Für Männer, aber nicht gegen Frauen

Walter Hollstein

Vom Singular zum Plural: Männlichkeit im Wandel

Michael Meuser

Geschlechterverhältnisse im Umbruch

Lothar Böhnisch

Männerforschung: Entwicklung, Themen,
Stand der Diskussion

Alexandra Baronsky · Irene Gerlach · Ann Kristin Schneider

Väter in der Familienpolitik

Diana Baumgarten

(Nicht) Vater werden und (nicht) Vater sein heute

Kurt Möller

Wie aus Jungen Männer werden

Editorial

Das gesellschaftliche Bild des Mannes, die damit verknüpften Rollenerwartungen sowie männliche Selbstbilder haben sich in den vergangenen Jahrzehnten stark gewandelt; Männlichkeit hat sich pluralisiert. Zugleich sind die einstmals klaren Grenzen zwischen exklusiv weiblichen und männlichen Sphären vielfach verschwommen oder nicht mehr existent: Männer, die sich nicht nur um das berufliche Fortkommen, sondern vermehrt auch um die Pflege und Erziehung ihrer Kinder kümmern, sind mittlerweile ebenso breit akzeptiert wie Frauen in sogenannten (ehemaligen) Männerberufen. Die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellt sich heute auch für Männer.

Während diese Entwicklungen sich einerseits als Befreiung von überkommenen Rollenklischees und wichtige Schritte auf dem Weg in Richtung mehr Geschlechtergerechtigkeit interpretieren lassen, werden sie andererseits von manchen als Symptome einer allgemeinen Männlichkeitskrise gedeutet. Demnach gehe der Wandel von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft und die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse vor allem zu Lasten der Männer; die Auflösung der Rolle des Vaters als alleinigem Familienernährer rüttelte an den Grundfesten männlichen Selbstverständnisses. Die noch junge Disziplin der Männerforschung bestätigt zwar männliche Verunsicherungen, zeigt aber ebenso auf, dass sich das traditionelle Modell hegemonialer Männlichkeit in vielen Bereichen nach wie vor hartnäckig hält.

Um die noch immer vorhandene Diskrepanz zwischen gewünschter und postulierter Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern zu überwinden, ist es notwendig, beide Geschlechter im Blick zu haben: Selbstverständlich gehört dazu, die Bildungserfolge von Frauen in größere Präsenz in Führungsetagen zu „übersetzen“. Gleichzeitig gilt es aber auch, maßvoll auf die von der Forschung identifizierten spezifisch männlichen Problemlagen zu reagieren, ohne die Geschlechter gegeneinander auszuspielen.

Johannes Piepenbrink

Thomas Gesterkamp

Für Männer, aber nicht gegen Frauen

Essay

Im März 2001 sorgte ein Verwaltungsakt in Österreich für mediale Aufregung: Das Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz

Thomas Gesterkamp

Dr. paed., geb. 1957; Fachpublizist, Referent und Buchautor zu geschlechterpolitischen Themen; Theodor-Schwann-Straße 13, 50735 Köln.
www.thomasgesterkamp.de

richtete eine „Männerpolitische Grundsatzabteilung“ ein. Durchgesetzt vom Koalitionsbündnis aus konservativer ÖVP und rechtspopulistischer FPÖ, stand das Vor-

haben anfangs stark in der Kritik. Die damals oppositionelle SPÖ und viele Verbände fürchteten die Umschichtung von Fördergeldern zu Lasten von Frauenprojekten. Mittlerweile regiert eine Große Koalition die Alpenrepublik, ein Sozialdemokrat übernahm die Verantwortung für das umstrittene Ressort. Die polarisierten Fronten haben sich weitgehend aufgelöst, die Diskussion wird längst nicht mehr so kontrovers geführt wie vor gut zehn Jahren.

„Männerpolitik“ ist ein missverständlicher Begriff. Ist der übliche Politikbetrieb nicht immer schon Männerpolitik gewesen, geprägt von geschlechterpolitischer Blindheit und der selbstverständlichen Verteidigung männlicher Privilegien? In einem männeremanzipatorischen Verständnis dagegen bedeutet Männerpolitik etwas anderes: einen politischen Ansatz, der männliche Interessen, Bedürfnisse und auch mögliche Diskriminierungen unter Gender-Aspekten betrachtet und entsprechend Einfluss zu nehmen versucht – als eigenständiges Pendant zur Frauenpolitik.¹

Diese Deutung hat sich noch längst nicht überall durchgesetzt. Geschlechterpolitik war lange Zeit ausschließlich Frauensache und wurde von den Akteurinnen auch so definiert: als Antidiskriminierungs- und Gleichstellungsstrategie „von und für Frauen“, als Ausgleichspolitik, bei der Frauen gewinnen

und Männer auf Vorrechte verzichten sollten. Selbst Männer, die mit den Zielen des Feminismus im Grundsatz sympathisierten, hatten in diesem Arbeitskontext wenig Gelegenheit, eine produktive andere Sichtweise einzubringen. Männer waren bei der Institutionalisierung von Frauenpolitik Anfang der 1980er Jahre, als in Behörden und anderen Institutionen die ersten Frauenbeauftragten ihr Amt übernahmen, schlicht keine Adressaten von Gleichstellungspolitik.

In den Bezeichnungen vieler Bundes- oder Landesministerien tauchten seither, meist im Rahmen einer Aufzählung der Benachteiligten, „Frauen“ als Zielgruppe auf. „Männer“ blieben stets unerwähnt. Auf Nachfragen (wenn diese nicht gleich auf völliges Unverständnis stießen) hieß es, männliche Anliegen würden „mitgedacht“. Männer galten pauschal nicht als hilfsbedürftig und damit auch nicht als förderungswürdig. Sie schienen in keiner Lebenslage Benachteiligungen zu erfahren oder gar „Opfer“ zu sein.

Lockerungsübungen

„In den 1970er Jahren hatten die Feministinnen in ihren Diskursen ‚die Männer‘ einerseits als geschlossene herrschende Geschlechtergruppe beschrieben und sie andererseits doch zu individuellen Veränderungen und zur Unterstützung aufgerufen“, resümiert Ilse Lenz in ihrem historischen Standardwerk: „Die paradoxe Konstellation zwischen Frauenbewegungen und emanzipativen Männern lockerte sich ab Mitte der 1980er Jahre auf.“ Neue persönliche und politische Erfahrungen trugen dazu bei, das negativ gefärbte „Kollektivbild des Mannes“ zu korrigieren.²

Erst in den 1990er Jahren wurde diese Veränderung in der Geschlechterpolitik deutlicher spürbar. Einzelne Gleichstellungsbeauftragte (wie die Frauenbeauftragten nun häufig hießen) begannen auch Männer anzusprechen. Vor allem interessierte sie das Thema „Väter“, von dem sie sich eine Entlastung

¹ Vgl. hierzu ausführlich: Markus Theunert (Hrsg.), Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht, Wiesbaden 2012.

² Ilse Lenz, Wie entdecken Männer ihr Geschlecht?, in: dies. (Hrsg.), Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied, Wiesbaden 2009, S. 1077.

der Mütter bei der Familienarbeit erhofften. Mitarbeiterinnen aus dem Arbeitsfeld Gleichstellung haben in vielen Unternehmen und Institutionen bis heute eine Türöffner-Funktion, wenn es darum geht, mit männerpolitischen Anliegen an den Kern der (männlichen) Zielgruppen heranzukommen.

In solchen von Frauen angeregten Settings stoßen „emanzipatorisch“ orientierte Männer bisweilen auf die kühle und schweisgasse Abwehr ihrer Geschlechtsgenossen. Führungskräfte in großen Konzernen lassen sich nur ungern dazu auffordern, weniger zu arbeiten und das „gute Leben“ jenseits der traditionellen Karriere nicht aus den Augen zu verlieren. Einladende Gleichstellungsbeauftragte sind immer noch überrascht, wenn sie Männer im öffentlichen Raum über Gefühle, Zumutungen und persönliche Probleme reden hören. Derartige neue Erfahrungen können aber nur gemacht werden, wenn Männer und Frauen sich nicht in separierte Nischen zurückziehen, sondern gemeinsam geschlechterpolitische Perspektiven entwickeln.

Mann als Depp?

Für Männer ist wichtig, dass ihnen andere Männer abweichende Formen von Männlichkeit in attraktiver Weise vorstellen. Selbstbewusste Pioniere können im besten Fall andere Arbeitsmuster unter Männern akzeptanzfähig machen und so Betriebskulturen schleichend verändern. Ein zäher Prozess, denn je vielfältiger die männlichen Lebensentwürfe werden, desto größer sind die Irritationen und desto heftiger die Gegenbewegungen, die auf klarer Akzentuierung traditioneller Männlichkeitsmuster beharren. Gerade weil althergebrachte Aufgaben wie die des finanziellen Versorgers nicht mehr so einfach zu erfüllen sind, werden männliche Rollenexperimente lächerlich gemacht.

In den vergangenen 20 Jahren hat eine kulturelle Umdeutung des Mannes stattgefunden. Überspitzt ausgedrückt ist aus dem „geachteten Ernährer“ vielfach der „verspottete Depp“ geworden. Der Männerforscher Walter Hollstein¹ spricht in diesem

Zusammenhang gar von „Misandrie“, also von aggressivem Männerhass – eine übertriebene Diagnose, handelt es sich doch eher um die Retourkutsche zum Blondinenwitz. Eine zentrale Rolle haben dabei Werbung und Unterhaltungsindustrie gespielt. Beliebte Figuren in der Comedyszene waren der „Frauerversteher“, der „Sitzpinkler“ oder auch das „Weichei“. Die sexuelle Denunziation von Männern, an der sich auch Frauen mit Vergnügen beteiligt haben, hat den Höhepunkt ihrer Beliebtheit allerdings überschritten und wird nur noch bei Auftritten des Komikers Mario Barth zelebriert.

Wie lässt sich mit scheinbar „unbeweglichen“ Männern ins Gespräch kommen? Bestimmt nicht mit Vorwürfen und Beleidigungen als Einstieg. Wenn zum Beispiel Väterlichkeit gleich mit dem Klischee vom „Familienflüchtling“ oder gar mit der These vom „faulen Geschlecht“² in Verbindung gebracht wird, scheitert der Dialog, bevor er begonnen hat. Denn Männer sind immer noch stolz auf ihre Erwerbsarbeit; sie betrachten das Geldverdienen als Dienst an ihrer Familie, als eine männliche Form der Sorge.³

Schon die britische Autorin Rosalind Coward weist in ihrem Buch „Unsere trügerischen Herzen“⁴ auf die weibliche Beteiligung, ja Komplizenschaft an traditionellen Lebensentwürfen hin. Die Journalistin Bascha Mika hat diese alte These mit dem medientauglichen, aber etwas schlichten Label „Die Feigheit der Frauen“⁵ versehen. Dass es in vielen Familien nach wie vor einen männlichen Haupternährer gibt, hat jedenfalls nicht nur mit den patriarchalen Strukturen der Arbeitswelt zu tun, sondern beruht auch auf einem gemeinsam getroffenen Arrangement in privaten Partnerschaften.

¹ Vgl. Walter Hollstein, Was vom Manne übrig blieb. Krise und Zukunft des starken Geschlechts, Berlin 2008, S. 154. Siehe auch den Beitrag von Hollstein in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

² Claudia Pinl, Das faule Geschlecht. Wie Männer es schaffen, Frauen für sich arbeiten zu lassen, Frankfurt/M. 1994.

³ Vgl. Dieter Schnack/Thomas Gesterkamp, Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie, Reinbek 1998; Thomas Gesterkamp, Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere, Opladen 2010. Siehe auch den Beitrag von Diana Baumgarten in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

⁴ Rosalind Coward, Unsere trügerischen Herzen, München 1994.

⁵ Bascha Mika, Die Feigheit der Frauen, München 2011.

Mangelnde Gelassenheit

Im öffentlichen Diskurs fällt es insbesondere Frauen bisweilen schwer, kritischen Beiträgen männlicher Geschlechterforscher mit Interesse und Offenheit zu begegnen. Peter Döge und Rainer Volz haben 2006 in ihrer Studie „Weder Pascha noch Nestflüchter“¹⁸ anhand von Daten aus dem Sozio-oekonomischen Panel (eine jährlich wiederholte, repräsentative Befragung) untersucht, wie deutsche Männer ihre Zeit verwenden. Daraus ergab sich eine Kontroverse mit feministischen Kolleginnen, die sich im Kern um die Frage drehte, was Hausarbeit ist und was nicht. Die Frauenforscherinnen zählten Tätigkeiten wie Steuererklärung, Autowartung oder Kleinreparaturen nicht dazu. Diese Aktivitäten sind aber keineswegs männliche Selbstverwirklichung im Hobbykeller. Es handelt sich vielmehr um Service- und Instandhaltungstätigkeiten, damit die Lampe im Bad wieder funktioniert oder das Fahrzeug einwandfrei läuft, mit dem die Kinder aus der Tagesstätte abgeholt oder Einkäufe gemacht werden. Selbstverständlich ist das also auch Familienarbeit.

Ein anderes Beispiel: Um das Thema „neue Väter“ zu diskreditieren, spielen manche Frauen die Zahl der Männer in Elternzeit herunter. Von „Mitnahmeeffekten“ oder einer „Vater Morgana“ ist die Rede, begleitet von skeptischen Zwischenrufen wie „Elchjagd“ oder „Fußballweltmeisterschaft“. Diese wollen darauf hinweisen, dass Männer in Skandinavien (von dort stammt die Idee der Väterzeit) ihre „Papamonate“ statistisch betrachtet häufig im Sommer nehmen. Doch was ist dagegen zu sagen? Wenn Männer glauben, sich mehr als ein paar Monate berufliche Auszeit nicht leisten zu können, warum sollten sie diese Pause dann im Januar bei Schnee und Eis machen? Und kann es nicht durchaus engagierte Väterlichkeit sein, mit seinem Sohn oder seiner Tochter zusammen ein Fußballspiel anzuschauen?

In Deutschland ist die Quote der Männer in Elternzeit seit der Einführung einer Lohnersatzleistung rasant gewachsen.

¹⁸ Peter Döge/Rainer Volz, *Weder Pascha noch Nestflüchter*, Opladen 2006; unter demselben Titel auch in: *APuZ*, (2004) 46, S. 13–23, online: www.bpb.de/apuz/27972 (Anm. d. Red.).

Vor der Reform nahmen lediglich rund drei bis fünf Prozent der Väter Erziehungsurlaub; im Einführungsjahr 2007 gingen dann schon 10,5 Prozent in Elternzeit, mittlerweile sind es rund 25 Prozent.¹⁹ Dieser Anstieg lässt sich unterschiedlich kommentieren: So, wie es manche Zeitungen (und auch einige wissenschaftliche Beobachterinnen) gemacht haben, mit dem Tenor: „Die nehmen eh nur zwei Monate!“, was das altbekannte Klischee vom Mann als „faulen Sack“ nur wiederholt. Es ließe sich aber auch genauer hinsehen und anerkennend feststellen, dass es sich um eine deutliche Steigerung binnen fünf Jahren handelt. Es braucht also, und nicht nur in diesem Fall, mehr (weibliche) Gelassenheit, um zu registrieren, dass es das Pflanzchen männlicher Rollenveränderung gibt – ein Gewächs, das noch der sorgfältigen Pflege bedarf, das Männer und Frauen gemeinsam gießen sollten, das aber inzwischen groß genug ist zum Umtopfen oder gar für den Garten geeignet ist.

Verschwörungston und Ressentiments

Die Haltung in Teilen der Frauenbewegung, die „Männer in Bewegung“ abzuwerten und männliche Nachteile in bestimmten Lebensbereichen zu leugnen, provoziert Gegenreaktionen und hat möglicherweise auch zum Auftauchen und Erstarken antifeministischer Männerrechtler beigetragen. Vor allem in privat oder beruflich deklassierten Milieus, etwa unter Trennungsvätern und „Quotengeschädigten“, werden männliche Opfererfahrungen politisiert und manchmal zu absurden Verschwörungstheorien ausgebaut. Den Akteuren gehe es „um die Stärkung oder zumindest den Erhalt männlicher Vorrechte“, glaubt der Sozialwissenschaftler Hinrich Rosenbrock, der die Denkweisen dieser antifeministischen Netzwerke untersucht hat: „Dies gipfelt teilweise in Vernichtungsphantasien gegen den Feminismus und auch gegen einzelne feministische Personen.“¹⁰

¹⁹ Vgl. Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg, Jahresbericht 2011, S. 14; Svenja Pfahl/Stefan Reuyß, *Das neue Elterngeld. Erfahrungen und betriebliche Nutzungsbedingungen von Vätern*, Düsseldorf 2009.

¹⁰ Heinrich-Böll-Stiftung, Pressemitteilung vom 20.1.2012 zur Veröffentlichung der Expertise von Hinrich Rosenbrock, *Die antifeministische Männerrechtsbewegung. Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung*.

Männerrechtler melden sich vor allem in rechtskonservativen Medien zu Wort. Ihre Kernthese lautet: Die Gleichstellung der Geschlechter sei erreicht, die Emanzipation der Frauen abgeschlossen. Sie klagen über eine „Kaste der Genderfunktionäre“, deren kulturelle Hegemonie jeden Widerspruch unterdrücke. Mit der gesellschaftlichen Realität hat das wenig zu tun: Denn wann immer die (von Männern dominierten) Leitmedien sich in der Vergangenheit mit dem komplizierten Wortpaar Gender Mainstreaming beschäftigten, schwankte die Bewertung zwischen lächerlich und gefährlich.¹¹ Der „Stern“ bezeichnete die „neue Geschlechtergefühligkeit“ als „trivial und teuer“,¹² „Der Spiegel“ malte ein düsteres Bild autoritärer Gender-Pädagogik, das Jungen „früh zu Kritikern des eigenen Geschlechts“ mache.¹³ Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ wettete gegen ein „angewandtes Kaderprinzip der feministischen Lobby“, die eine „politische Geschlechtsumwandlung“ plane.¹⁴ Die rechtslastige Wochenzeitung „Junge Freiheit“ nahm den Verschwörungston dankbar auf: Hier werde „eine totalitäre Ideologie durch eine auserwählte Truppe Linientreuer von oben nach unten durchgesetzt“.¹⁵

Wissenschaftlicher Kronzeuge der Männerrechtler ist häufig Gerhard Amendt. Der Soziologe, einst Vorkämpfer für die Legalisierung der Abtreibung mit gutem Ruf in linksliberalen Kreisen, behauptet zum Beispiel, Frauen seien in privaten Beziehungen ebenso gewalttätig wie Männer. In der Tageszeitung „Die Welt“ forderte er gar die Abschaffung der Frauenhäuser: Wegen ihrer

„antipatriarchalen Kampfrhetorik“ und einer „Ideologie des Radikalfeminismus“ seien die dort Tätigen zu „professionellen Interventionen“ nicht fähig.¹⁶

Auch das Wochenmagazin „Focus“ schrieb mit regelmäßigen Berichten über Männer als das „geschwächte Geschlecht“ eine „neue Bürgerrechtsbewegung“ geradezu herbei.¹⁷ Doch gedruckte Texte nehmen die meisten Antifeministen ohnehin nur als Spuren im Internet wahr. Sie verbringen viel Zeit in elektronischen Diskussionszirkeln, wo sie sich vor allem gegenseitig bestätigen. Beiträge auf Internetseiten wie „wgvd1“ („Wieviel Gleichberechtigung verträgt das Land?“) oder im „Forum Männerrechte“, das dem Verein MannDat nahe steht, stilisieren Männer zum diskriminierten Geschlecht. Die Netzbeiträge schwanken zwischen trotzig-beleidigtem „Da seht ihr’s mal wieder“-Tonfall und direkter verbaler Aggression aus dem anonymen virtuellen Hinterhalt: Andersdenkende Männer gelten als „lila Pudel“, die bei der eigenen „Kastration“ assistieren. Ähnlich geifernde Attacken gegen Frauen überschreiten gelegentlich die Grenze von der Beleidigung zur persönlichen Bedrohung.

Zugleich versuchen Antifeministen, emanzipatorische Begriffe wie „Befreiung“ oder „Geschlechterdemokratie“ im eigenen Sinne umzudeuten. Nach dem Muster der US-amerikanischen Tea Party präsentieren sie sich als Freiheitskämpfer und Bewahrer von Bürgerrechten. So trägt der Online-Auftritt „freiewelt.net“ den nüchternen Untertitel „Die Internet- & Blogzeitung für die Zivilgesellschaft“. Eine andere Publikation nennt sich „eigentümlich frei“ – die Macher betrachten sich als Libertäre, sprachlich wie personell aber gibt es Überschneidungen zur „Jungen Freiheit“. Ein wichtiges Argumentationsmuster sind Biologismen, welche die populäre These „Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus“ aufgreifen. Ausgesuchte Hinweise auf Hirnforschung oder Verhaltensbiologie untermauern fragwürdige Behauptungen zur Geschlechterdifferenz.

¹¹ Zum Folgenden vgl. ausführlich: Thomas Gesterkamp, *Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisierten*, Bonn 2010.

¹² Kerstin Schneider, *Ich Mann, du Frau. In Deutschland denken Bürokraten unter dem Stichwort „Gender Mainstreaming“ angestrengt über den kleinen Unterschied nach*, in: Stern, Nr. 13 vom 13.3.2003, S. 64.

¹³ Rene Pfister, *Der neue Mensch. Unter dem Begriff „Gender Mainstreaming“ haben Politiker ein Erziehungsprogramm für Männer und Frauen gestartet*, in: Der Spiegel, Nr. 1 vom 30.12.2006, S. 27.

¹⁴ Volker Zastrow, *Politische Geschlechtsumwandlung*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.6.2006, S. 8.

¹⁵ Michael Paulwitz, *Freiheit statt Feminismus*, in: Junge Freiheit, Nr. 7 vom 8. Februar 2008, S. 1.

¹⁶ Gerhard Amendt, *Der Mythos von der braven Frau*, in: Die Welt vom 17. Juni 2009, S. 7.

¹⁷ Michael Klonovsky, *Das geschwächte Geschlecht. Gegen die Benachteiligung und Abwertung von Männern formiert sich eine neue Bürgerrechtsbewegung*, in: Focus, Nr. 41 vom 6.10.2008, S. 126.

So entstehen vereinfacht abgeleitete, angeblich natürliche Rollenstereotype. Den Befürwortern des Gender Mainstreaming wird vorgehalten, eine „anthropologische Neutralisierung“ anzustreben und wissenschaftlich belegte Unterschiede zu leugnen.

Eine weitere Denkfigur ist der Anti-Etatismus. Männerrechtler wenden sich häufig gegen eine angebliche Bevormundung durch öffentliche Institutionen, die sich ihrer Ansicht nach viel zu sehr in die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau einmischen, und schüren – auch in der Debatte um Krippen und Kitas – Ressentiments gegen den intervenierenden Staat.

Zwischen Dialog und Selbstviktimisierung

Die Herausgeber des antifeministischen Sammelbands „Befreiungsbewegung für Männer“ forderten 2009 „das Ende des weiblichen Geschlechtermonologs“ und eine „offensive Interessenvertretung der Männer“.¹⁸ Die Kerngruppe der Autoren gründete kurz nach Erscheinen des Buches den Verein Agens – „Arbeitsgemeinschaft zur Verwirklichung der Geschlechter-Demokratie“. Als politische Plattform diente das „Berliner Mannifest“. Das kurze Positionspapier nannte als Kennzeichen einer Geschlechterdemokratie unter anderem den „gemeinsamen Dialog auf Augenhöhe zwischen der befreiten Frau und dem befreiten Mann“. Die harmlos klingende Formel ist dabei kein Zufall, sondern Taktik. In Abgrenzung zu aggressiven Bloggern und Netzkomentatoren gibt sich die Agens-Gruppe seriös und konsensorientiert; sie sucht den Kontakt zu anerkannten Experten. Mediziner und Therapeuten veranstalteten 2010 an der Universität Düsseldorf den Kongress „Neue Männer, muss das sein? – Über den männlichen Umgang mit Gefühlen“. Renommiertere, der „Männerrechtleri“ unverdächtige Redner waren vertreten; es referierte aber auch Agens-Mitglied Gerhard Amendt, dessen Auftritt Frauenaktivistinnen mit Interventionen beim Rektor und bei der Gleichstellungsbeauftragten zu verhindern versucht hatten. Beim Folgekongress im September

2012 fungierte Agens schon als Mitveranstalter und lud zum abendlichen „Get-together“ zur Vernetzung.

2011 gelang es dem Verein, im Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), einer der größten Sozialforschungseinrichtungen in Deutschland, eine gut besuchte Veranstaltung anzuregen: „Mann und Frau: ‚Wie soll’s eigentlich weiter gehen?‘“ Obwohl es dem Podium dabei nicht an Agens-Vertretern oder -Unterstützern mangelte und WZB-Präsidentin Jutta Allmendinger an der Diskussion teilnahm, beschwerte sich Agens im Nachhinein auf der eigenen Homepage über eine angebliche „Diskursverweigerung“ der Gastgeberin, weil die antifeministischen Thesen der Agens-Referenten im Publikum nicht besonders gut angekommen waren. Das Reaktionsmuster kann als typisch gelten: Aus der gekränkten Haltung, man werde mit seinen Anliegen übersehen und ausgegrenzt, entsteht ein zusätzliches Element der Selbstviktimisierung – unabhängig davon, wie viel Aufmerksamkeit man tatsächlich erlangen konnte.

Historische Parallelen

Was bedeutet das Aufkommen einer sich „freiheitlich“ gebenden, im Gedankengut aber eher rechtskonservativen „Männerrechtlerbewegung“ für die Zukunft von Männerpolitik? Progressive und rückwärts gewandte Strömungen existieren unter „Männerbewegten“ von jeher nebeneinander. Auseinandersetzungen über traditionelle und moderne Selbstverständnisse hat es immer wieder gegeben, die Parallelen reichen weit zurück.

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts und später auch in der Weimarer Republik meldeten sich in Deutschland Antifeministen zu Wort. 1912 bildeten sie mit dem „Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“ erstmals eine eigene Organisation. Diese gründete sich nicht zufällig am Vorabend des Ersten Weltkriegs, in den viele Rekruten auch deshalb begeistert zogen, weil sie sich davon eine unhinterfragte Wiederherstellung männlicher hegemonialer Werte versprachen. „Von der fortbestehenden faktischen Diskriminierung der Frauen wenig irritiert, imaginierten viele Männer einen Machtantritt der Frauen“, schreibt Claudia Bruns: „Das antifeministi-

¹⁸ Paul Hermann Gruner/Eckhard Kuhla (Hrsg.), Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie, Gießen 2009, S. 9.

sche Ressentiment gehörte zum guten Ton im nationalkonservativen und völkischen politischen Spektrum der Gesellschaft. Sein zentrales Motto lautete ‚Dem Mann der Staat, der Frau die Familie‘.¹⁹

Knapp 20 Jahre danach verlangte Heinrich Berl in einem „antifeministischen Manifest“, dass sich eine Männerbewegung konstituieren müsse. Der „allgemeine Feminismus“ führe zur „decadence der Kultur“. Die Männerbewegung habe „den Auftrag, all das wieder zur Ruhe zu bringen, was sich heute bewegt und insofern erst die eigentliche und wesentliche Bewegung zu schaffen, die immer des Mannes war und sein wird“, formulierte Berl kurz vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Sein Manifest blieb allerdings ein Einzelphänomen; die geforderte Bewegung blieb, jedenfalls unter dezidiert geschlechterpolitischen Vorzeichen, aus.²⁰

In der „Männergruppenszene“,²¹ die sich seit den 1970er Jahren als Reaktion auf die „zweite Welle“ der Frauenbewegung etablierte, war und ist kein einheitlicher Kurs erkennbar. Auf der einen Seite „argumentieren dekonstruktivistische, identitätskritische Ideen mit der Behauptung, ‚Männliches‘ (wie ‚Weibliches‘) sei und werde ausschließlich kulturspezifisch organisiert“, skizziert Alexander Bentheim die zentrale Kontroverse der jüngeren Zeit. Andererseits werde „nicht zuletzt aufgrund neuerer Forschungen in Biologie und Genetik einer Renaissance des bipolaren Geschlechterdeterminismus das Wort geredet“. Konflikte darüber, ob Männer weiterhin privilegiert oder inzwischen strukturell benachteiligt sind, seien vor diesem Hintergrund „vorprogrammiert“.²²

¹⁹ Claudia Bruns, Zwischen Frauenbewegung und Antifeminismus. Das Fin de siècle im deutschen Kaiserreich, in: dies., Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur, Köln 2004, S. 53.

²⁰ Heinrich Berl, Die Männerbewegung – ein antifeministisches Manifest, Karlsruhe 1931, S. 42f.; vgl. Andreas Kemper, (R)echte Kerle. Zur Kumpanei der Männerrechtsbewegung, Münster 2011, S. 46.

²¹ Vgl. Georg Brozka/Gerhard Hafner, Männerfragen im Patriarchat, in: Jörg Ehrenfort/Herwarth Ernst (Hrsg.), Gegenstimmen, Reinbek 1987.

²² Alexander Bentheim, Wohin des Wegs?, in: Switchboard. Zeitschrift für Männer und Jungenarbeit, (2009) 190, S. 4.

Ansätze staatlicher Männerpolitik

Die schwarz-gelbe Bundesregierung kündigte nach der Bundestagswahl 2009 in ihrem Koalitionsvertrag eine „eigenständige Jungen- und Männerpolitik“ an. Mit der Schaffung des Referats 408 „Gleichstellungspolitik für Männer und Jungen“ im Familienministerium wurde dem Thema erstmals institutionalisierter Raum gegeben. Eines der wichtigsten politischen Ziele besteht darin, Männern Chancen in pädagogischen und pflegerischen Berufen aufzuzeigen. So soll etwa durch die bis 2013 laufende Initiative „Mehr Männer in Kitas“ die sehr niedrige Zahl männlicher Erzieher in Krippen und Kindertagesstätten gesteigert werden.

Abgesehen von dem Projekt „Neue Wege für Jungs“ hatte es weder unter der rot-grünen noch unter der Großen Koalition eine solche männerpolitische Akzentsetzung gegeben. Die einzigen parlamentarischen Anfragen zum Thema Männer und Jungen stellten zuvor die CDU-Fraktion 2004 und die FDP-Fraktion 2008. Beiden Initiativen lag allerdings keine vorrangig geschlechterpolitische Motivation zu Grunde. Sie wurden vielmehr ausgelöst durch alarmistische Interventionen der Arbeitgeber, die sich Sorgen um das geringe Qualifikationsniveau männlicher Schulabgänger machten. Es drohe ein vorwiegend „männliches Proletariat“, warnte der Deutsche Industrie- und Handelskammertag; ähnlich argumentierte ein Gutachten des Aktionsrates Bildung im Auftrag der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft.²³

Haben die Oppositionsparteien im Deutschen Bundestag das Thema „Männerpolitik“ schlicht verschlafen, es versäumt, eigene Akzente zu setzen? Nur wenige (meist weibliche) Abgeordnete beschäftigten sich in der Vergangenheit überhaupt mit Gender-Themen, noch weniger interessierten sich für die männliche Perspektive. Manche Initiativen von Familienministerin Kristina Schröder („Jetzt sind die Männer und die Jungen dran.“²⁴) schürten zusätzliches Misstrauen.

²³ Vgl. Aktionsrat Bildung, Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem, Wiesbaden 2009.

²⁴ So die Ministerin bei der Vorstellung des ersten Männergesundheitsberichts im Oktober 2010, zit. nach: Heike Haarhoff, Jetzt sind die Männer dran, 28. 10. 2010, online: www.taz.de/160455/ (1. 9. 2012).

Als warnendes Exempel dienten zudem die Erfahrungen aus Österreich: Einige (nicht alle) der Publikationen, welche die zu Beginn finanziell gut ausgestattete „Männerpolitische Grundsatzabteilung“ verbreitete, hatten eine sehr konservative oder gar antifeministische Schlagseite.

Eine Idee muss aber nicht falsch sein, nur weil sie der politische Gegner funktionalisiert oder mangelhaft in die Praxis umgesetzt hat. Es kommt auf Deutungen, Gewichtungen und die Wahl der Kooperationspartner an. In Wien wurde das Männerthema vollkommen isoliert von der Frauenpolitik im Sozialministerium angesiedelt, institutionell also kein geschlechterpolitischer Dialog begonnen. In Berlin und Bonn ist das Männerreferat integriert in die Abteilung Gleichstellungspolitik im Familienministerium. So bieten sich grundsätzlich bessere Voraussetzungen für den Austausch zwischen den Akteuren und Akteurinnen in der Geschlechterpolitik.

Dringend notwendig ist, zwischen Männern und Frauen das gängige Täter-Opfer-Schema zu überwinden. Denn einige der von antifeministischen Männerrechtlern zugespitzt skandalisierten Themen sind brisant: Besonders Jungen aus „bildungsfernen“ Schichten haben Schwierigkeiten in der Schule. Erst in jüngster Zeit kommt auch für Männer eine spezifische und vom Staat unterstützte Gesundheitsberichterstattung in Gang – angesichts der über fünf Jahre kürzeren Lebenserwartung des angeblich „starken Geschlechts“ ist das überfällig. Dass Gewalt nicht nur von Männern ausgeht, sondern sich vielfach auch gegen sie richtet, war lange Zeit ein unterbelichtetes Thema. Und so manchem Trennungsvater wird in der Tat übel mitgespielt; Kinder werden nach Scheidungen von Männern wie Frauen zum Faustpfand in Beziehungskonflikten instrumentalisiert. Bei aller Tragik im Einzelfall lässt sich daraus allerdings keine flächendeckende gesellschaftliche Diskriminierung des Mannes qua Geschlecht ableiten.

Die Stilisierung des Mannes zum Opfer „des Feminismus“ ist wenig hilfreich, ein vorurteilsfreier Blick auf die möglichen Nachteile männlicher Lebensentwürfe aber sehr wohl dringlich. Kooperationsbereite Initiativen wie das Bundesforum Männer, das sich im November 2010 als männliches Pen-

dant zum Deutschen Frauenrat gegründet hat, können hier eine wichtige Rolle spielen. Der Zusammenschluss, in dem neben kirchlichen Gruppen und Sozialverbänden auch Jungenarbeiter, Väterinitiativen und Wissenschaftler mitarbeiten, versteht sich als Dachverband und Sprachrohr. In zehn Grundsätzen wird ausdrücklich der „konstruktive Dialog zwischen den Geschlechtern“ befürwortet. Männerthemen müssten in Ministerien und Behörden mehr Beachtung finden, fordert das Forum, das sich von antifeministischen Strömungen jedoch ausdrücklich distanziert hat und die Kooperation mit Vereinen wie MannDat oder Agens ablehnt.

Strategische Einseitigkeit

Männerpolitik wird in der Gleichstellungsdebatte inzwischen zwar als eigenständiger Bereich postuliert. In vielen Praxisfeldern (und in der Förderpraxis der Europäischen Union) aber überwiegt immer noch ein Denken, das Geschlechterpolitik mit Frauenpolitik gleichsetzt. Mitgemeint, aber nicht mit genannt: Dass das Wort „Männer“ in den Titeln der zuständigen Stellen, in den Bezeichnungen für Kommissionen oder Berichten nicht auftaucht, ist keine Formalie. Vielmehr drücken sich darin, bei allem gutem Willen einzelner, inhaltliche Nachrangigkeit und eine strukturelle Missachtung aus.

Förderprogramme für Jungen oder mehr Männerforschung an den Universitäten müssen keineswegs automatisch zu Lasten der nach wie vor notwendigen Frauenpolitik gehen. Eine partnerschaftliche und dialogische Männerpolitik nimmt Antifeministen den Wind aus den Segeln. Der Gestus des Tabubrechers, der angebliche Denkverbote missachtet, wird auf diese Weise ebenso erschwert wie das Umdeuten von Begriffen wie Befreiung, Zivilgesellschaft oder Geschlechterdemokratie. Wenn sich die konsensorientierten Gruppen stärker öffentlich zu Wort melden, zeigt sich, dass antifeministische Männerrechtler keineswegs die Mehrheit der „Männer in Bewegung“ bilden.

Chancengleichheit und gleichberechtigte politische Strukturen können die Geschlechter nur gemeinsam erreichen. Männerpolitische Anliegen sind jedoch kein bloßer Appendix von Frauenförderung. Zu Recht

kritisiert Peter Döge, dass „Organisationskulturen“ in Gleichstellungsprozessen zu wenig angegangen werden: „Es geht um Frauen in Führungspositionen, nicht um den Umbau der Karrieremuster; Frauen sollen zur Bundeswehr und nicht die Bundeswehr soll in eine defensive Verteidigungsarmee umgebaut werden; Frauen sollen in die Wissenschaft, der patriarchale Initiationsritus der Habilitation bleibt unangetastet; Frauen sollen in die Wirtschaft, aber die alles dominierende Profitorientierung wird nicht in Frage gestellt.“ Diese „strategische Einseitigkeit“ führe zu einer „Anpassung von Frauen an männliche Habituskulturen“.¹⁵

Der Rollenwandel von Frauen bewegt sich nicht im luftleeren Raum. In der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Strukturen, aber auch in den individuellen Aushandlungsprozessen von privaten Beziehungen hängt er stets zusammen mit dem Rollenwandel von Männern. Zumindest Teilgruppen der Männer wollen sich verändern, sie sind „in Bewegung“.¹⁶ Deshalb gehen witzige, auf Männer gemünzte Phrasen wie die „verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“ – ein mittlerweile über ein Vierteljahrhundert altes Zitat des Soziologen Ulrich Beck¹⁷ – an der vielfältigen Realität heutiger „Männlichkeiten“ schlicht vorbei. Frauenpolitische Appelle, die Männer als Defizitwesen betrachten und nur zum Verzicht auffordern, bleiben im alten Denken verhaftet. Mit eigenständig entwickelten Ideen und Konzepten liefern Männer ihren Beitrag zu Geschlechterdemokratie und Gleichstellungspolitik: für Männer, aber nicht gegen Frauen.

¹⁵ Peter Döge, Vom Lebendigen her denken, in: Switchboard. Zeitschrift für Männer und Jungenarbeit, (2010) 192, S. 23.

¹⁶ Rainer Volz/Paul Zulehner, Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland, Baden-Baden 2009.

¹⁷ Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt 1986, S. 169.

Walter Hollstein

Vom Singular zum Plural: Männlichkeit im Wandel

Essay

In unseren Augen, da muss der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Krupp-

stahl!“¹ So formuliert der höchste Repräsentant des nationalsozialistischen Staates sein Männerbild, das dann während zwölf Jahren der faschistischen Herrschaft auch

das allgemein gültige war. Die Folgen sind bekannt: zerstörte Landschaften und Städte, Millionen Tote im In- und Ausland, ein hoher Blutzoll vor allem bei jüngeren Männern, Hass und Misstrauen über lange Zeit.

Eine Aufarbeitung des Geschehens unter dem Stichwort der „Vergangenheitsbewältigung“ erfolgte zunächst nur zögerlich und allenfalls in moralischen Kategorien, da die pragmatische Bewältigung des Alltags alle Kräfte benötigte. Der notwendige Wiederaufbau fokussierte die Energie nach außen und beförderte damit auch die Reaktualisierung klassischer Männlichkeitsqualitäten wie Kraft, Leistung und Disziplin. Diese Entwicklung wurde später vorwurfsvoll mit dem Wort von der „Unfähigkeit zur Trauer“ belegt. Erst mit der Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre setzte eine kritische Auseinandersetzung mit der Generation der Väter ein. Damit verbunden wurden auch sukzessive „heroische“, soldatische und schließlich generell traditionelle Männlichkeitsentwürfe problematisiert. Die erste umfassende Darstellung zu diesem Thema erschien 1977.²

Walter Hollstein

Dr. phil., geb. 1939; Professor i. R. für politische Soziologie, Begründer mehrerer Männerprojekte, Gutachter des Europarates für Männerfragen. w.hollstein@bluewin.ch

Traditionelle Männlichkeit

Die traditionelle Männerrolle besteht vor allem aus Erfolg, Leistung, Härte, Macht, Dis-

tanz, Konkurrenz und Kampf. James M. O'Neil, der einst in den USA Hunderte von Untersuchungen über den männlichen Erziehungsprozess geprüft und zusammengefasst hat, kam 1982 zum Ergebnis, dass Männer sozialisiert werden, wettbewerbsbetont, leistungsorientiert und sachkompetent zu sein. Bereits achtjährige Jungen hätten diese Maxime verinnerlicht und wüssten, dass sie kämpfen, sich anstrengen und arbeiten müssten und dass sie nicht schwach und passiv sein dürften, wenn sie Männer werden wollten.[¶]

Robert Brannon hat schon 1976 die herrschenden Erwartungen an das Mann-Sein in besonders plastischer Form auf den Punkt gebracht: Erstens, der Junge und spätere Mann müsse in seiner Sozialisation alles vermeiden, was den Anschein des Mädchenhaften hat („No sissy stuff“). Zweitens, nur wer Erfolg hat, sei ein richtiger Mann. Der Weg zum Erfolg führe ausschließlich über Leistung, Konkurrenz und Kampf („Be a big wheel“). Drittens, der Junge und spätere Mann müsse wie eine Eiche im Leben verwurzelt sein. Er müsse jedem Sturm trotzen, hart, zäh und unerschütterlich („Be a sturdy oak“). Und viertens, der Junge und spätere Mann wage alles. Er sei per se ein Siegertyp („Give 'em hell“).[¶]

Um Männlichkeit muss gerungen werden. Der große Berliner Soziologe Georg Simmel (1858–1918) bezeichnete in diesem Verständnis Weiblichkeit als ein „Sein“ und Männlichkeit als ein „Tun“. „Welche Rolle in der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen jedem zukam, war eigentlich von der Natur her nur für die Frauen bestimmt (...) Dieser Mangel eines naturgegebenen Tätigkeitsinhalts wies (den Mann) auf schöpferische Freiheit, macht ihn zum Träger der Arbeitsteilung.“[¶] Diese Männlichkeit ist eine über

Jahrhunderte und Jahrtausende tradierte gesellschaftliche Festlegung von spezifischen Werten, Verhaltensweisen und Überzeugungen, die durch eine vielschichtige Dynamik von Institutionen wirkt: Familie, Schule, Ausbildung, Arbeit, Militär, Religion, Sport, Massenmedien und soziale Beziehungen.

Der einzelne Mann muss seine eigene Lebensweise von Männlichkeit finden und auch immer wieder neu interpretieren. Der individuelle Freiheitsgrad ist aber durch die Tradition eingeschränkt. Dabei ist es zunächst einmal irrelevant, ob die Begründung für diese Traditionen heute als falsch oder unzeitgemäß bewertet wird. Entscheidend ist vielmehr, dass es diese Tradition gibt und dass sie über eine Vielzahl von gesellschaftlichen Zwängen und Interessen auch unsere Gegenwart bestimmt. Was unsere Vorfahren uns an Bildern von Männlichkeit weitergegeben haben, ist für uns vorgegebene Realität, an der wir uns orientieren und die wir in unserer Erziehung verinnerlichen. Diese Verinnerlichung bestimmt unsere Sichtweise von uns selbst und von den anderen; sie strukturiert überdies unser Erleben und ist damit in gewisser Weise unsere Wirklichkeit, was auch Veränderung – entgegen aller kognitiven Einsicht – so sehr erschwert.

Veränderte Männlichkeit

Die Männlichkeit ist seit den späten 1960er Jahren dabei, sich prinzipiell anders aufzufächern als in den Jahrhunderten zuvor. Das betrifft nicht nur ökonomische, politische und kulturelle Machtpositionen, sondern geht wesentlich tiefer. Getroffen ist der Androzentrismus, das heißt die absolute Selbstverständlichkeit, dass Männer herrschen, die Gesetze machen, die Welt erklären und alle darauf hören. Der Mann ist die längste Zeit der unbestrittene Herrscher der Außenwelt gewesen. Ökonomische Veränderungen bedingen diese Entwicklung.

Die landläufige Meinung, dass erst der moderne Feminismus die traditionelle Männlichkeit in Auflösung gebracht habe, ist irrig. Schon in den 1950er Jahren lebten in den USA die Beats neue Männlichkeiten. Die Literatur vor allem von Jack Kerouac dokumentiert dies ebenso wie die Werke von Allen Ginsberg oder Alan Watts. In Deutschland ver-

¶ Adolf Hitler am 14. September 1935, Der Parteitag der Freiheit vom 10. bis 16. September 1935, München 1935, S. 183.

¶ Vgl. Klaus Theweleit, Männerphantasien, Reinbek 1977.

¶ Vgl. James M. O'Neil, Gender-Role Conflict and Strain in Men's Lives, in: Kenneth Solomon/Norman B. Levy (eds.), Men in Transition, New York 1982.

¶ Vgl. Robert Brannon, No „Sissy Stuff“, in: Deborah S. David/Robert Brannon (eds.), The Forty-Nine Percent Majority. The Male Sex Role, Reading, MA 1976, S. 12f.

¶ Georg Simmel, Bruchstücke aus einer Psychologie der Frauen, in: Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Frankfurt/M. 1985, S. 177.

suchten einige Jahre später die sogenannten Gammler Vergleichbares. Schon äußerlich unterschieden sie sich mit ihren langen Haaren und gewollt ungepflegter Kleidung von der traditionellen Männlichkeit. In ihrer Lebensauffassung klinkten sie sich bewusst aus der „männlichen“ Leistungsgesellschaft aus und beschworen „kontraproduktive“ Werte wie Müßiggang, Unordnung und Spontaneität. Bundeskanzler Ludwig Erhard versprach damals: „Solange ich regiere, werde ich alles tun, um dieses Unwesen zu zerstören.“ Die NPD verlangte „endlich Maßnahmen (...) um das ganze Problem (...) radikal und im Sinne des gesunden Volksempfindens zu lösen“.¹⁶ Kurze Zeit später radikalisierten die Hippies den Lebensentwurf der Gammler. Ihre Kleidung war bunt und „weiblich“, auch Männer trugen Schmuck. Die Kritik an der „Männlichkeitsgesellschaft“ und deren Ausformungen wie zum Beispiel der Krieg in Vietnam verschärfte sich.¹⁷ Im Gegensatz zu diesen und anderen Protestbewegungen wie den holländischen Provos oder dem englischen Underground konzentrierten sich Frauenbewegung und Feminismus vor allem auf die machtpolitische Kritik von Männlichkeit und deren Auswirkungen auf Krieg, Naturzerstörung und Sexualität.

Die erwähnten Veränderungen dokumentieren sich unter anderem in verschiedenen Befragungen. 1975 unternahm die Soziologin Helge Pross die erste „repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau“.¹⁸ Der Anspruch, Haus- und Erwerbsarbeit zwischen den Geschlechtern demokratisch aufzuteilen, fand zu dieser Zeit noch kaum Zuspruch. Die Männer schätzten, dass sie kontinuierlich versorgt wurden; das Ideal war die mütterliche Frau. In der Sexualität beharrten die meisten Männer auf dem männlichen Initiativrecht und einer weiblichen Passivitätspflicht. Männlichkeit wurde noch deutlich höherwertig angesehen als Weiblichkeit, woraus ein Machtanspruch gegenüber Frauen abgeleitet wurde. Belastungen, welche die eigene männliche Rolle in sich birgt, wurden

kaum wahrgenommen. Verändert hatte sich jedoch schon die Einstellung gegenüber der „Führungsfähigkeit der Frau in der Politik“; auch die alte Doppelmoral, sich als Mann Vergnügungen zu gönnen, die Frauen nicht zugebilligt werden, erodierte.

Zehn Jahre später erschien die „Brigitte-Studie“. Die Veränderung der Frauen hatten ihrzufolge zu einem stärkeren Einstellungswandel bei den Männern geführt: „Verunsichert sind sie (...). Aber der neue Mann ist noch eine geringe Minderheit“.¹⁹ Hausarbeit galt nach wie vor als Frauensache, aber die Anzahl mithelfender Männer erhöhte sich stetig. Die Bedeutung der weiblichen Erwerbstätigkeit hatte zugenommen und wurde von den Männern auch geschätzt. In der Sexualität wurde „auf die Partnerin Rücksicht genommen“.²⁰ Generell wurde in der Studie eine „Entwicklung in Richtung auf ‚sanftere‘ Männer“ konstatiert.²¹

1988 erschien die Untersuchung „Geschlechtsrollen im Wandel“, die vom Institut für angewandte Sozialwissenschaft (infas) im Auftrag des Bundesfamilienministeriums erstellt wurde.²² Diese Studie vermerkte zunächst ausführlich den „Terraingewinn der Frauen in Bildung und Beruf“. Trotzdem blieb die „Männerrolle – mit ihrer hohen Priorität für die Berufstätigkeit – vergleichsweise stabil“. Der deutsche Mann beteiligte sich vermehrt an Haus- und Erziehungsarbeit, „Entscheidungen über die Verwendung der finanziellen und zeitlichen Ressourcen des Haushalts werden gemeinsam getroffen.“ Das Machtgefälle in der Partnerschaft war demnach nahezu verschwunden. Beide Geschlechter stimmten allerdings nach wie vor der tradierten Ansicht zu, dass „männliche Selbstverwirklichung ohne Beruf schwer vorstellbar“ sei und die Erwerbstätigkeit der Männer „die höchste Geltung“ habe.²³

Dass die Männerwelt inzwischen stark in Bewegung geraten war, dokumentiert die

¹⁶ Beide Zitate nach: Gammler. Schalom aleichem, in: Der Spiegel, Nr. 39 vom 19. 9. 1966, S. 72.

¹⁷ Vgl. Walter Hollstein, Der Underground. Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegungen, Neuwied-Berlin 1969.

¹⁸ Vgl. Helge Pross, Die Männer, Reinbek 1978.

¹⁹ Vgl. Sigrid Metz-Göckel/Ursula Müller, Der Mann. Die Brigitte-Studie, Weinheim-Basel 1986, S. 19.

²⁰ Ebd., S. 148.

²¹ Ebd., S. 152.

²² Vgl. Wolfgang Hartenstein et al., Geschlechtsrollen im Wandel. Partnerschaft und Aufgabenteilung in der Familie, Stuttgart u. a. 1988.

²³ Ebd., S. 23.

Berliner Männeruntersuchung von 1990.¹⁴ Das Frauenbild der Männer und die Einschätzung und Anerkennung der Frauen hatten sich positiv verändert. Deutlich hatte sich die Mithilfe des Mannes im Haushalt und bei der Kindererziehung verstärkt. Auch das Bild, das sich die Männer von sich selbst machen, hatte sich „enthärtet“. Männer waren vor allem gefühlvoller, partnerschaftlicher und zu besseren Zuhörern geworden. Auffällig und in diesem Ausmaß erschreckend war aber eine generelle Unzufriedenheit der Männer mit sich und ihrer Situation. Auch die Männerrolle wurde nun kritischer gesehen.

Untersuchungen um die Jahrtausendwende und danach belegen, dass diese Trends sich gefestigt haben. „Männer im Aufbruch“ titelt eine Befragung von 1998 und macht einen steigenden Anteil „neuer Männer“ aus.¹⁵ Unterschiedliche Männlichkeiten können nun gelebt werden. Die traditionelle Männlichkeit hat ihre verbindliche Eindimensionalität verloren. Das gilt nicht nur für sexuelle Präferenzen, sondern auch für Rollenmodelle wie Hausmann, teilzeitarbeitender Vater und andere. Doch sollte diese Entwicklung nicht überschätzt werden. Männlichkeit bleibt eine Gratwanderung zwischen der *Hardware*-Männlichkeit, wie sie offiziell noch immer gelebt wird, und einer *Software*-Männlichkeit, wie sie inzwischen in bestimmten Milieus gefordert ist. Aber die Erwartung, leistungsstark, erfolgreich und kämpferisch zu sein, bleibt das Maß für Beruf und Karriere. Privat hingegen wird vermehrt eine Männlichkeit verlangt, die kooperativ, emphatisch, flexibel und irgendwie feminin ist. Das gilt vor allem für die Milieus der mittleren Schichten. Beides ist vor allem dann schwierig zu leben, wenn es simultan verlangt wird. In diesem Sinne merkte William Pollack an: „Wir fordern, dass unsere Jungen den sensiblen New-Age-Mann und den coolen Kerl gleichzeitig verkörpern.“¹⁶

Der Schluss, dass die traditionelle Männlichkeit inzwischen überholt ist, wäre jedoch fahrlässig. Ebenso ist es eine Fehlannahme,

von einer veränderten Sozialisation auszugehen. Empirische Studien konstatieren, dass für den Umgang mit Jungen noch immer der Verhaltenskodex der traditionellen Männlichkeit verbindlich ist.¹⁷ Der Kulturhistoriker George L. Mosse wies nach, dass die traditionelle Männlichkeit sich trotz aller gesellschaftlichen Veränderungen behauptet hat und geht davon aus, dass sie es auch weiterhin tun wird.¹⁸

Frauenfokussierung

Wenn man den Blick von der eindimensionalen Betrachtung der Männlichkeit auf die Gesamtlandschaft der Geschlechter lenkt, so wird man nicht nur das Ende des Androzentrismus konstatieren müssen, sondern damit eng verbunden auch eine generelle Entwertung von Männlichkeit und eine Fokussierung auf die Lebenswirklichkeit der Frauen. Der Mann galt über Jahrhunderte als Schöpfer von Zivilisation und Kultur; er war verantwortlich für Schutz und Fortbestand des Gemeinwesens. Mit dem Feminismus setzte eine grundlegende Umwertung von Männlichkeit ein. Männer werden seither vorgestellt als Zerstörer der Natur, Kriegstreiber, Gewalttäter, Kinderschänder oder – in der Werbung – als Trottel. In ihrem Buch „Pornographie“ postulierte die amerikanische Radikalfeministin Andrea Dworkin ebenso schlicht wie dezidiert: „Terror strahlt aus vom Mann, Terror erleuchtet sein Wesen, Terror ist sein Lebenszweck.“ Das Dworkinsche Lösungsrezept: „Ich möchte einen Mann zu einer blutigen Masse geprügelt sehen.“¹⁹

Wurden früher Mut, Leistungswille oder Autonomie von Männern hochgelobt, so werden diese einstigen Qualitäten heute als Aggressivität, Karrierismus und Unfähigkeit zur Nähe stigmatisiert.²⁰ In den USA

¹⁴ Vgl. Walter Hollstein, *Die Männer – vorwärts oder zurück?*, Stuttgart 1990.

¹⁵ Vgl. Paul M. Zulehner/Rainer Volz, *Männer im Aufbruch*, Ostfildern 1998.

¹⁶ William F. Pollack, *Richtige Jungen*, Bern 1998, S. 13.

¹⁷ Vgl. ebd.; Klaus Hurrelmann, *Leistungsdefizite junger Männer – was sind die Ursachen und Hintergründe?*, in: Matthias Franz/André Karger (Hrsg.), *Neue Männer – muss das sein?*, Göttingen 2011², S. 191–207.

¹⁸ Vgl. George L. Mosse, *Das Bild des Mannes*, Frankfurt/M. 1997.

¹⁹ Andrea Dworkin, *Pornographie. Männer beherrschen Frauen*, Frankfurt/M. 1997, S. 93f.

²⁰ Vgl. ausführlich: Walter Hollstein, *Was vom Manne übrig blieb. Das missachtete Geschlecht*, Stuttgart 2012.

haben Paul Nathanson und Katherine A. Young nachgewiesen, dass negative Bilder von Männlichkeit, die der Feminismus verbreitet hat, zunächst von der intellektuellen Kultur übernommen wurden und sich inzwischen in der Populärkultur (Fernsehen, Film, Zeitschriften) massiv verbreitet haben. Die Autoren machen dabei unterschiedliche Techniken der Misandrie aus wie etwa die „Verlächerlichung“, die Sündenbock-Rolle oder die Dämonisierung.¹¹

Nebst der Misandrie hat sich im Laufe dieser Entwicklung eine selektive Wahrnehmung zugunsten der Frauen und zuungunsten der Männer etabliert. Ein signifikantes Beispiel dafür ist der erste Gleichstellungsbericht der Bundesregierung von 2011.¹² Männer kommen in diesem Dokument nur nominell vor; sie werden immer wieder leerformelhaft erwähnt, bleiben aber Phantome. So ist der Bericht letztendlich ein Frauenreport. Im Kapitel über Arbeit – für Männer nach wie vor die wichtigste Quelle ihrer Identität – werden ausschließlich das Thema „Frauen auf dem Arbeitsmarkt“ und die damit verbundenen Probleme behandelt. Folgerichtig gibt es dann auch nur Empfehlungen für eine effizientere Gleichstellungspolitik, die exklusiv Frauen betreffen: unter anderem Förderung, Geschlechterquote für Aufsichtsräte und Aufhebung der Lohndifferenz. Wurde einst die höhere Arbeitslosigkeit von Frauen als gesamtgesellschaftliches Skandalon bezeichnet, wird nun die statistisch registrierte höhere Arbeitslosigkeit von Männern wie selbstverständlich hingenommen.

Ein weiteres Beispiel ist die offizielle Darstellung geschlechtsspezifischer Gewalt: Danach sind grundsätzlich Frauen die Opfer gewalttätiger Männer. Die Realität zeigt hingegen, dass Frauen, legt man einen weiten Gewaltbegriff zugrunde, in gleichem Maße gewalttätig sind: In einer jüngeren Befragung erwiesen sich 34,5 Prozent der Männer und 30,4 Prozent der Frauen als gewaltaktiv, wobei Männer stärker zu (sichtbarer) physischer

Gewalt tendieren und Frauen zu (unsichtbarer) Kontrollgewalt und verbaler Gewalt. Auch die Opfererfahrungen halten sich die Waage: 41 Prozent der Frauen und 45 Prozent der Männer gaben an, schon einmal Opfer von Gewalt geworden zu sein. Von Partnergewalt zeigten sich beide Geschlechter mit etwa 20 Prozent gleichermaßen betroffen.¹³ Der Soziologe Jens Alber führt weitere Beispiele an und spricht zusammenfassend von „Doppelstandards der Gleichstellung“, die zunehmend bewirkten, dass Männer ignoriert oder diskriminiert werden.¹⁴

Männliche Problemlagen

Inzwischen gelten Frauen als die eigentlichen Gewinnerinnen der Modernisierung; ihr Aufstieg im Laufe der vergangenen 30 Jahre ist eklatant. Sie machen die besseren Schulabschlüsse, studieren häufiger, dominieren ganze Fachbereiche und stellen die Mehrheit der kompetenten Berufsanfänger. Die Emanzipationsverlierer hingegen sind heute Jungen und Männer. Das lässt sich selbst in der Arbeitswelt dokumentieren, wo angeblich die Dominanz der Männer verankert ist. Die Entwicklung der Wirtschaft tendiert seit geraumer Zeit in Richtung des „weiblichen“ Dienstleistungsgewerbes und zur sukzessiven Schrumpfung der „männlichen“ Industriearbeit. Entsprechend steigt die weibliche Erwerbstätigkeit, während die männliche ebenso kontinuierlich abnimmt. Das alimentiert nicht gerade die Zukunftsperspektiven der nachwachsenden Generation. In den USA spricht man mittlerweile nicht mehr von Rezession, sondern von *He-cession*. Grundsätzlicher ausgedrückt: Die männliche Ernährerrolle ist die längste Zeit allgemein verbindlich gewesen. Das bedroht eine männliche Identität, die sich seit Jahrhunderten primär über die Arbeitsleistung bestimmt, und verunsichert ein männliches Selbstwertgefühl, das seine Energie aus dem Wissen bezogen hat, für die eigene Familie verantwortlich zu sein. Bricht dieses Verständnis von Männlichkeit zusammen, brechen auch die Grundfesten von Männlichkeit

¹¹ Vgl. Paul Nathanson/Katherine A. Young, *Spreading Misandry*, Montreal–London 2001.

¹² Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf*, Erster Gleichstellungsbericht, Berlin 2011, online: www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=174358.html (5.9.2012).

¹³ Vgl. Peter Döge, *Männer – die ewigen Gewalttäter?*, Wiesbaden 2011.

¹⁴ Vgl. Jens Alber, *Doppelstandards der Gleichstellung*, 25.3.2011, online: www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/geschlechterdebatte-doppelstandards-der-gleichstellung-13100.html (5.9.2012).

weg. Dieser Vorgang kann gar nicht dramatisch genug geschildert werden, zumal – trotz aller Veränderungen – das soziale Verständnis von Männlichkeit noch immer zentral an der Erwerbsarbeit festgemacht wird.

Andere Tatbestände werden öffentlich noch weniger zur Kenntnis genommen: Rund Dreiviertel der Suizidtoten in Deutschland sind Männer. Seit 2006 schwanken die Zahlen zwischen 74,5 und 78 Prozent. In der Adoleszenz sind gar 86 Prozent der Suizidtoten männlich. In den vergangenen vier Jahren ist die Suizidquote von Männern und männlichen Jugendlichen noch einmal signifikant angestiegen, während jene, die Frauen und Mädchen betrifft, kontinuierlich abnimmt.²⁵

Das fügt sich ein in eine gesamthaft desaströse Gesundheitsbilanz von Männern. Die moderne Gesundheitsforschung bezeichnet Männer inzwischen als das kranke oder das eigentlich schwache Geschlecht. Die Lebensqualität vieler Männer hat in den vergangenen Jahren stark abgenommen. Beratungsstellen für Männer machen auf folgende Problembereiche aufmerksam: Männer haben wachsende Schwierigkeiten in Beziehungen und Familien, vermissen wirkliche Freundschaften und soziale Netze, klagen über emotionale Probleme und leiden zunehmend an Impotenz.²⁶ Eine öffentliche Problematisierung dieser Fakten ist bisher ausgeblieben. Ihr Leistungs- und Erfolgsprofil hindert Männer auch selbst daran, den eigenen Blick auf ihre Schwierigkeiten zu richten. Die Einseitigkeit deutschsprachiger Gleichstellungspolitik als Frauenpolitik zeitigt inzwischen kontraproduktive Tendenzen für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung. Die wachsende Frustration von Männern äußert sich zunehmend in Gewalt.²⁷

Auch das viel beklagte Geburtenproblem hat einen engen Zusammenhang mit der Krise der Männlichkeit. Diverse Studien doku-

mentieren, dass der Familien- und Kinderwunsch bei jungen Frauen massiv höher ist als bei jungen Männern.²⁸ Als Grund werden dabei häufig ihre gesellschaftlich unbearbeiteten Rollenkonflikte angeführt. Die vom Familienministerium in Auftrag gegebene und 2007 veröffentlichte Sinus-Studie über Lebensentwürfe, Rollenbilder und Haltungen zur Gleichstellung 20-jähriger Frauen und Männer belegt die großen Zukunftsängste der jungen Männer. Gleichzeitig äußern sie auch konservativere Zukunftsentwürfe als junge Frauen. Überdies „sind sie geplagt von einer fundamentalen Unsicherheit in Bezug auf gleichaltrige Frauen: Diese sind für sie zugleich attraktiv und suspekt, gerade weil sie ein massives Selbstbewusstsein demonstrieren, ein modernes Rollenbild haben und keine Schwäche (mehr) zeigen. Aber den Männern fehlen in Bezug auf ihre eigene ‚neue Geschlechtsidentität‘ die positiven Vorbilder zur Orientierung“.²⁹ Die Modernisierungskluft zwischen den Geschlechtern wird sich noch verstärken. Die Shell-Jugendstudie von 2006 belegt, dass mehr als 70 Prozent der deutschen Schüler sich ausdrücklich *keine* emanzipierte Partnerin wünschen.³⁰ Damit sind gravierende Partnerschaftskonflikte, Scheidungen und Kinderelend programmiert.

Entsprechend neuer Daten des Statistischen Bundesamtes ist seit 1991 die Quote der alleinlebenden Männer um 81 Prozent gestiegen.³¹ Diese Entwicklung betrifft vor allem junge Männer im heiratsfähigen Alter. 27 Prozent der 18- bis 34-Jährigen leben allein. Auch im „mittleren Alter“ – von 35 bis 64 Jahren – liegt der Anteil der alleinlebenden Männer signifikant über dem der alleinlebenden Frauen. 60 Prozent der alleinlebenden Männer im Alter von 35 bis 64 Jahren waren noch nie verheiratet; das Statistische Bundesamt bezeichnet sie als „echte Junggesellen“. Alleinlebende Männer haben deutlich häufiger soziale Probleme als Männer in Beziehungen. Knapp 17 Prozent der alleinlebenden Männer „mittleren Alters“ bestreiten ihren Lebensunterhalt mit staatlicher Unterstüt-

²⁵ Vgl. Statistisches Bundesamt, Todesursachen, Wiesbaden 2012; ausführlich: Telefonseelsorge Berlin, Sprachlos in der Krise – Hilfesuche hinter männlicher Maske, Berlin 2012.

²⁶ Vgl. die Jahresberichte der Männerberatungen, zum Beispiel Göttingen, München und Wien; Herb Goldberg, Der verunsicherte Mann, Reinbek 1986; Wayne A. Ewing, Changing Men, Denver 1978; M. Franz/A. Karger (Anm. 17).

²⁷ Vgl. Oliver Tabino, Die schöne neue Männerwelt, in: Sinus Sociovision Navigator, (2006) 5.

²⁸ Vgl. Sinus Sociovision, 20-jährige Frauen und Männer heute, Heidelberg 2007; Statistisches Bundesamt, Alleinlebende in Deutschland, Wiesbaden 2012.

²⁹ Vgl. Sinus Sociovision (Anm. 28), S. 9.

³⁰ Vgl. Shell Holding (Hrsg.), 15. Shell Jugendstudie, Frankfurt/M. 2006.

³¹ Vgl. Statistisches Bundesamt (Anm. 28).

zung. Der Sozialhilfeanteil ist damit dreimal so hoch wie bei jenen, die nicht allein leben. Das sind erstaunliche Zahlen. Sie verweisen auf ein Stück Zukunfts-, auf jeden Fall aber Bindungsverweigerung vor allem jüngerer Männer.

Das unbekannte Geschlecht

Dass Männer in der offiziellen Geschlechterpolitik nur als Objekt der Kritik ins Visier geraten sind, ist problematisch. Grundsätzlich läuft es der demokratischen Verfasstheit eines Staatswesens zuwider, wenn ein ganzes Geschlecht aus politischen Bemühungen ausgespart bleibt. Zwar ist die Männerfrage seit längerem gestellt,¹³² aber öffentlich und offiziell bisher noch nicht angekommen. Das scheint partiell nun auch in politischen Kreisen wahrgenommen zu werden.

Im April 2011 brachten die Fraktionen von CDU/CSU und FDP im Deutschen Bundestag den Antrag „Neue Perspektiven für Jungen und Männer“ ein.¹³³ Dieser konstatiert zunächst einmal grundsätzlich: „Moderne Gleichstellungspolitik muss gezielt die Unterschiede in den Lebensverläufen von Frauen und Männern, von Mädchen und Jungen berücksichtigen. Lange Zeit standen berechtigterweise Mädchen und Frauen im Fokus der Gleichstellungspolitik. Entsprechend wurde das Ziel der Gleichberechtigung vornehmlich durch frauenpolitische Maßnahmen verfolgt. Aktuelle Entwicklungen zeigen aber, dass sich die Gleichstellungspolitik zusätzlich den Jungen und Männern zuwenden muss. In den letzten Jahren sind die Geschlechterrollen in Bewegung geraten, viele junge Männer sind auf der Suche nach Perspektiven jenseits traditioneller Lebensentwürfe und stereotyper Erwartungen.“ Konkret wird gefordert, im schulischen und außerschulischen Bereich stärker auf die Be-

dürfnisse von Jungen einzugehen, „bestehende Väterprojekte zu fördern, die Männer in ihrer Aufgabe als Väter stärken und hier insbesondere auch alleinerziehende Väter einzubeziehen.“ Neben weiteren Maßnahmen sollen Studien in Auftrag gegeben werden, „die untersuchen, wie typische Vermittlungsprozesse von Geschlechterrollen und Handlungsmustern bei Jungen und jungen Männern verlaufen“. Kindertageseinrichtungen und Schulen käme eine besondere Aufgabe zu: „Hier könnten Jungen von der Anwesenheit männlicher Pädagogen profitieren: Diese könnten Jungen ein erweitertes Spektrum an gelebten Vorbildern bieten und gegebenenfalls das Fehlen männlicher Bezugspersonen im familiären Bereich abfedern.“ Schließlich wird sogar zur Prüfung vorgeschlagen, „ob §16 des Bundesgleichstellungsgesetzes dahingehend zu ändern ist, dass es sowohl Frauen als auch Männern offensteht, die Funktion einer oder eines Gleichstellungsbeauftragten wahrzunehmen“.

Das deutet auf einen Perspektivwechsel hin, der bisher allerdings noch nicht eingelöst wurde. Generell wird man bemerken müssen, dass es seit geraumer Zeit an Empathie für das männliche Geschlecht fehlt. Jungen und Männer haben – wohlgemerkt für ihre geschlechtsspezifischen Anliegen – keine Advokaten. Das gilt auch für das, was sich als Männerforschung etikettiert; letztere hat sich von Anfang an explizit als feministisch oder zumindest pro-feministisch verstanden. Entsprechend argumentiert sie nicht nur häufig an den pragmatischen Bedürfnissen der Männer vorbei, sondern nimmt auch deren vielfache Bedürftigkeiten nicht wahr. Das ist pikanterweise auch das Problem bei männerpolitischen Organisationen wie beispielsweise dem Bundesforum Männer. Dieser Mangel befördert den Antifeminismus, der in den vergangenen Jahren stark aufgekommen ist.

Freuds Diktum von den Frauen als *dark continent* hat sich historisch gedreht. Die Welt der Frauen ist heute differenziert erforscht, während Männer eher das unbekannte Geschlecht repräsentieren. Dazu haben sie allerdings auch selbst beigetragen, weil sie sich – im Gegensatz zu den Frauen – um ihre eigene Verfasstheit zu wenig kümmern.

¹³² Vgl. Walter Hollstein, Die Männerfrage, in: APuZ, (1993) 6, S. 3–14.

¹³³ Antrag „Neue Perspektiven für Jungen und Männer“ vom 13. 4. 2011, Bundestags-Drucksache 17/5494, online: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/054/1705494.pdf> (5.9.2012). Bemerkenswert ist, dass sämtliche Anfragen und Initiativen der vergangenen Jahre in männerpolitischer Richtung ausnahmslos von der CDU/CSU eingebracht worden sind, während sich SPD, Grüne und Linke ausschließlich auf die Belange von Mädchen und Frauen konzentrierten.

Entgrenzungsdynamiken: Geschlechterverhältnisse im Umbruch

Die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland ist wie andere Gesellschaften in den vergangenen Jahrzehnten von einem sich ständig beschleunigenden sozialen Wandel geprägt.

Michael Meuser

Dr. phil., geb. 1952; Professor für Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Technischen Universität Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, 44227 Dortmund.
michael.meuser@tu-dortmund.de

Globalisierung, Digitalisierung, neoliberale Umstrukturierung der Erwerbsarbeit und die Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen sind die zentralen Dynamiken in diesem Prozess. In der Soziologie wird dies unter dem Stichwort der „Entgrenzung“ diskutiert; vormals feste Grenzen werden flexibel. Wann die Berufsarbeit endet und die Freizeit beginnt, ist heute für eine wachsende Zahl von Menschen nicht mehr klar zu bestimmen. Auch die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit verschwimmen zusehends, desgleichen die zwischen den Lebensphasen. Insofern ist die Entgrenzungsdynamik in den Geschlechterverhältnissen kein isoliertes Phänomen, wohl aber eines, das in erheblichem Maße zum gesellschaftlichen Wandel beiträgt.

In einer, historisch betrachtet, kurzen Zeitspanne von vier Jahrzehnten haben sich weitreichende Veränderungen der Beziehungen zwischen Männern und Frauen ereignet. Wäre man in den 1970er Jahren bei einer Verkehrskontrolle von einer Polizistin aufgefordert worden, den Führerschein zu zeigen, hätte dies Erstaunen, wenn nicht gar Irritation ausgelöst; heute sind gemischte Streifen die Regel. Während bis in die 1970er Jahre Vätern der Zutritt zum Kreißsaal in der Regel verwehrt wurde, sind heute rund 90 Prozent der Väter bei der Geburt

des Kindes anwesend. Nicht ihre Anwesenheit, sondern die Abwesenheit ist heute begründungsbedürftig. Dies sind nur zwei von vielen Beispielen, die darauf hinweisen, dass tradierte Grenzen zwischen den Geschlechtern aufbrechen, dass sowohl im beruflichen als auch im privaten Bereich Sphären, die vormals mehr oder minder entweder Männern oder Frauen vorbehalten waren, ihren geschlechtlich exklusiven Charakter verloren haben.

Ein gravierender Wandel ist bei den Einstellungen zu konstatieren. In den zurückliegenden 30 Jahren haben egalitäre Werthaltungen deutlich zugenommen: 1982 lag der Anteil derjenigen, die egalitären Äußerungen zur Rollenverteilung zwischen Mann und Frau zustimmen, in der Bundesrepublik Deutschland bei 32 Prozent, 2008 betrug er in den westlichen Bundesländern 69 Prozent und in den östlichen 88 Prozent. Hinsichtlich der Erwerbstätigkeit von Frauen sieht die Entwicklung ähnlich aus: 1982 betrug die Zustimmungsrate im Westen 29 Prozent, 2008 waren es 66 Prozent beziehungsweise 92 Prozent im Osten. In ihrer Einstellung zur Rollenverteilung unterscheiden sich Männer und Frauen nur geringfügig: Der Anteil der Männer mit einer egalitären Einstellung ist 2008 im Westen und Osten um jeweils drei Prozent niedriger als der der Frauen. Bei der Frage einer Erwerbstätigkeit der Frau sind die westdeutschen Männer allerdings deutlich weniger egalitär eingestellt als die Frauen; die Differenz beträgt neun Prozent, im Osten hingegen nur zwei Prozent.¹

Gleichwohl hat Geschlecht wenig an Gewicht als ein zentrales Ordnungsmerkmal verloren. Mit der Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen Geschlecht sind immer noch unterschiedliche gesellschaftliche Teilhabechancen verbunden. Die Entwicklungsdynamik der Geschlechterverhältnisse ist von einer eigentümlichen Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Veränderung gekennzeichnet. Dies soll im Folgenden auf der Basis aktueller Daten und Studien differenziert nach verschiedenen Handlungsfeldern dargestellt werden.

¹ Vgl. Statistisches Bundesamt/WZB/SOEP (Hrsg.), Datenreport 2011, Bonn 2011, Bd. 2, S. 394f.

Erwerbsbeteiligung

Die Entwicklungen im Erwerbsleben verlaufen unterschiedlich. Zunächst lässt sich ein stetiger Anstieg der Beschäftigungsquote von Frauen feststellen. Im Zeitraum von 1999 bis 2009 ist sie im Westen Deutschlands von 61 auf 70 und im Osten von 58 auf 68 Prozent angestiegen. Die Beschäftigungsquote der Männer hat sich im gleichen Zeitraum nur geringfügig verändert. Das Ausmaß der Veränderung wird deutlich, wenn man die Differenz zwischen Männer- und Frauenquote betrachtet: Sie ist im Westen von 20 auf elf Prozent und im Osten von 16 auf sieben Prozent gesunken. Dies deutet auf eine tendenzielle Angleichung der Beschäftigungsquoten hin.[¶] Diese Entwicklung ist bei den 16- bis 34-Jährigen noch stärker ausgeprägt, allerdings nur im Westen. Hier lag die Differenz der Beschäftigungsquoten 1999 bei 18 Prozent, 2009 betrug sie nur noch drei Prozent. Im Osten ist sie in dieser Altersgruppe von 19 auf zehn Prozent gesunken.

Der Anstieg der Beschäftigungsquote der Frauen bedeutet jedoch nicht, und dies gilt vor allem für den Westen, dass sich die Arbeitsvolumina gleichfalls angeglichen haben. 34 Prozent der Frauen im Westen und 27 Prozent im Osten arbeiten in Teilzeitbeschäftigungsverhältnissen oder sind geringfügig beschäftigt, hingegen jeweils nur sechs Prozent der Männer.[¶] Der hohe Anteil an Teilzeitbeschäftigung bei erwerbstätigen Frauen hängt in großem Maße mit der gerade im Westen gegebenen Unterversorgung mit Kindertagesstätten und -horten zusammen und damit, dass in Deutschland mehr als in anderen europäischen Ländern die Kinderbetreuung als Aufgabe der Mutter gesehen wird.

Die höhere Teilzeitquote bei den Frauen ist ein Grund für die sogenannte *Gender Pay Gap*, den Verdienstunterschied zwischen Männern und Frauen. Er betrug 2010 23 Prozent.[¶]

[¶] Dies wird, wenn man einen längeren Zeitraum in den Blick nimmt, noch deutlicher: 1972 lag die Differenz in Westdeutschland einschließlich Berlin noch bei über 40 Prozent. Vgl. Kathrin Dressel/Susanne Wanger, Erwerbsarbeit: Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Wiesbaden 2010³, S. 490.

[¶] Vgl. Datenreport 2011 (Anm. 1), S. 110 f.

[¶] Vgl. ebd., S. 122 f.

In der Europäischen Union gehört Deutschland zu den Ländern, in denen dieser Unterschied am stärksten ausgeprägt ist.[¶] Gegen die Berechnung des *Gender Pay Gap* wird häufig eingewendet, sie vergleiche Unvergleichbares, unterscheide nicht nach Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigung und berücksichtige nicht, dass Männer und Frauen oft über unterschiedliche Bildungsvoraussetzungen und Berufserfahrungen verfügen. Bei Berücksichtigung dieser und weiterer Faktoren bleibt allerdings noch immer eine Differenz von acht Prozent.[¶] Zudem ist der Umstand, dass Frauen häufig in Teilzeit arbeiten und dass sie im Schnitt über weniger Jahre an Berufserfahrung verfügen als Männer, selbst eine Folge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die den Frauen immer noch die (Haupt-)Verantwortung für Kinderbetreuung und Haushalt zuweist.

Eine moderate Umkehrung der jahrzehntelangen Geschlechterrelation ist in der Arbeitslosenstatistik festzustellen. Seit 2000 ist die Arbeitslosenrate der Frauen in den meisten Jahren geringer als die der Männer.[¶] Dies hängt mit Verschiebungen zwischen dem sekundären und dem tertiären Sektor zusammen: Im Zuge des Übergangs von einer Industrie- zu einer Wissensgesellschaft wird die Zahl der Industriearbeitsplätze, die traditionell überwiegend von Männern eingenommen werden, geringer, während neue Arbeitsplätze in größerer Anzahl vorwiegend in den Dienstleistungsberufen entstehen, in denen Frauen überwiegend tätig sind. Allerdings ist zu beachten, dass es sich bei vielen Arbeitsplätzen im Dienstleistungssektor um Teilzeittellen oder Minijobs handelt und dass das Lohnniveau gerade in den von Frauen typischerweise gewählten Berufen oft sehr gering ist. Auch melden sich viele aus dem Erwerbsleben ausscheidende Frauen nicht arbeitslos.

Berufsfelder und Berufspositionen

Viele Berufe haben ihren vormaligen geschlechtsexklusiven Charakter verloren. Das trifft weitaus mehr auf klassische Männerberufe als auf Frauenberufe zu. In der Polizei

[¶] Vgl. Eurostat, Europe in Figures. Eurostat Yearbook 2011, Luxembourg 2011, S. 256.

[¶] Vgl. Datenreport 2011 (Anm. 1), S. 123.

[¶] Vgl. ebd., S. 106.

etwa liegt der Frauenanteil je nach Bundesland zwischen 14 und 20 Prozent.¹⁸ Seitdem die Bundeswehr durch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs gezwungen wurde, Frauen auch zum Dienst an der Waffe zuzulassen, ist der Anteil von Soldatinnen stetig gestiegen. Er lag Anfang 2012 insgesamt bei 9,7 Prozent, in den kämpfenden Einheiten (Heer, Luftwaffe und Marine) bei 5,8 Prozent.¹⁹

Solche in der öffentlichen Wahrnehmung präsenten Entwicklungen sollten aber nicht dazu verleiten, außer Acht zu lassen, dass der deutsche Arbeitsmarkt weiterhin sehr stark geschlechtlich segregiert ist.¹⁰ Die Entwicklungen sind zudem nicht einheitlich, zum Teil auch gegenläufig. Der „Eroberung“ mancher Männerberufe durch Frauen steht eine zunehmende „Feminisierung“ einiger Frauenberufe gegenüber. So ist der Anteil der Frauen im Grundschullehramt, der immer schon sehr hoch war, in den vergangenen 15 Jahren noch einmal angestiegen, in Nordrhein-Westfalen zum Beispiel von 86 Prozent 1996 auf 90 Prozent im Jahr 2008.¹¹ Auch haben die Polizei und das Militär durch den gestiegenen Frauenanteil nicht ihren Charakter als männlich konnotierte Organisationen verloren.¹² Frauen unterliegen in männlich dominierten Berufsfeldern einem hohen Druck, *one of the boys* zu werden. Sie müssen sich bemühen, ihre Weiblichkeit nicht zu akzentuieren und so ihre „Andersartigkeit“ zu ver-

bergen. Die wenigen Studien über Männer in Frauenberufen zeigen, dass sie offensichtlich mit einer anderen Strategie erfolgreich sind: ihre Männlichkeit zu akzentuieren und damit die „Andersartigkeit“ sichtbar zu machen.¹³

Ähnliche gegenläufige Tendenzen zeigen sich auch bei den Berufswahlentscheidungen. Auf der einen Seite haben manche Ausbildungsberufe einen „Geschlechtswechsel“ zu verzeichnen – so lag etwa der Frauenanteil unter den Auszubildenden im Konditoreibetrieb 1977 bei 19,4 Prozent, 2008 hingegen bei 63,6 Prozent¹⁴ –, auf der anderen Seite ist das Spektrum der von Frauen realisierten Berufswahlen nach wie vor deutlich geringer als das der Männer. Bei den Frauen machten 2010 die 25 am stärksten besetzten Ausbildungsberufe 75,9 Prozent der Wahlen aus, bei den Männern betrug der entsprechende Wert 59,8 Prozent. Zudem zeigt sich in der Wahl der Berufe eine weithin ungebrochene Geschlechtstypik: Die jungen Frauen wählen in hohem Maße Berufe im Dienstleistungssektor, die jungen Männer technische Berufe. Der am häufigsten gewählte Beruf ist bei den Frauen Verkäuferin, bei den Männern Kraftfahrzeugmechatroniker.¹⁵

Wenig aufgebrochen ist die vertikale Segregation in den Organisationen. Mit steigender Hierarchieebene sinkt der Frauenanteil. Führungspositionen sind trotz vielfältiger Forderungen aus der Politik und der Wirtschaft, mehr Frauen in solche Positionen zu bringen, nach wie vor weitestgehend mit Männern besetzt. Der Frauenanteil in Führungspositionen in der Privatwirtschaft lag 2008 bei 27 Prozent. Unter den Angestellten mit umfassenden Führungsaufgaben befanden sich 17 Prozent Frauen. In den Top-200-Unternehmen betrug der Frauenanteil unter den Vorstandsmitgliedern 2,5 Prozent, in den Top-100-Unternehmen

¹⁸ Vgl. Deutsche Polizeigewerkschaft, 25.8.2009, online: www.dpolg.de/upload/pdf/FrauenanteilimPolizeidienst.pdf (11.9.2012).

¹⁹ Eigene Berechnung, Quelle: Bundeswehr, Normalität: Frauen in der Bundeswehr, 10.1.2012, online: www.bundeswehr.de/portal/a/bwde/!ut/p/c4/FcwXDoAgDADAH9HdzVcoLqTYQhmgryfTW3H-2zwUXwkY5NTscAKfpcpDhcHsbubsbTDkFN-jl60rFcysLhl21iAaiC3EAcS_lQyeGK5a5xd9LVrg/ (11.9.2012).

¹⁰ Vgl. Britta Matthes/Wolfgang Biersack, Frauenberufe Männerberufe. Karten neu gemischt, in: IAB-Forum, (2009) 1.

¹¹ Vgl. Gerd Große-Venhaus, Der Lehrerberuf in Nordrhein-Westfalen wird weiblicher, in: Statistische Analysen und Studien Nordrhein-Westfalen, Bd. 65, Düsseldorf 2010, S. 16–18.

¹² Vgl. Maja Apelt/Cordula Dittmer, „Under pressure“ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse, in: Mechthild Bereswill/Michael Meuser/Sylka Scholz (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit, Münster 2007, S. 68–83; Rafael Behr, Cop Culture. Der Alltag des Gewaltmonopols, Olden 2000.

¹³ Vgl. Bettina Heintz et al., Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, Frankfurt/M.–New York 1997. Die Forderungen nach mehr Männern in Kitas und im Grundschullehramt setzen explizit auf deren Andersartigkeit.

¹⁴ Vgl. Alexandra Uhly et al., Schaubilder zur Berufsausbildung. Strukturen und Entwicklungen in der dualen Berufsausbildung Deutschlands, Bonn 2010, S. 40, online: www.bibb.de/dokumente/pdf/schaubilder_gesamtausgabe_2010.pdf (11.9.2012).

¹⁵ Vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berufsbildungsbericht 2011, Berlin 2011, S. 22f.

men lag er unter einem Prozent. Im öffentlichen Dienst stellt sich die Geschlechterrelation hingegen günstiger für die Frauen dar; hier lag der Frauenanteil in Führungspositionen bei den Angestellten bei 48 Prozent und unter der Beamtenschaft bei 35 Prozent.¹⁶

Die männliche Dominanz in Führungspositionen insbesondere in der Privatwirtschaft begünstigt, dass Erwartungen an Führungskräfte am typisch männlichen Lebenslauf orientiert sind. Leitbild der Organisationskultur ist in den meisten Unternehmen ein Mitarbeiter, dessen Leben um die Berufsarbeit und die berufliche Karriere zentriert ist, der alle anderen Lebensbereiche dem beruflichen unterordnet und prinzipiell immer verfügbar ist. Dieser Typus hat in der jüngeren Zeit, im Zeichen verstärkter Deregulierung und verschärfter Konkurrenz um Arbeitsplätze, an Bedeutung gewonnen. Aufgrund der weithin ungebrochenen Zuständigkeit der Frauen für die Kinderbetreuung beeinträchtigt dies die Karrierechancen insbesondere von Frauen mit Kindern.

Während die männliche Dominanz in Führungspositionen weiterhin auffällig ist, erfährt das Feld der Erwerbsarbeit in jüngerer Zeit in anderer Hinsicht Umbrüche, deren Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis bereits in Ansätzen sichtbar sind. Infolge der zunehmenden Flexibilisierung der Märkte und der gesetzlichen Deregulierungen des Arbeitsmarktes löst sich das sogenannte Normalarbeitsverhältnis auf, das durch eine weitgehende Arbeitsplatzkontinuität und soziale Sicherung geprägt ist. Eine diskontinuierliche Erwerbsbiografie, ein häufiger Wechsel zwischen Phasen der Vollbeschäftigung, Arbeitslosigkeit, Teilzeitbeschäftigung und Minijobs, wird für immer mehr Beschäftigte zu einem realistischen Szenario. Ein großer Teil typischer Frauenarbeitsplätze war immer schon mehr oder weniger von diesen Bedingungen gekennzeichnet. Neu ist, dass dies eine geschlechterübergreifende Normalität zu werden beginnt, die in wachsendem Maße auch die Erwerbslage von Männern kennzeichnet.¹⁷

¹⁶ Vgl. Elke Holst/Anne Busch, Führungskräfte-Monitor 2010, DIW Politikberatung kompakt 56/2010.

¹⁷ Vgl. Klaus Dörre, Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordristischen Arbeitsgesellschaften, in: Brigitte Aulenbacher et al. (Hrsg.),

Um die Bedeutung dessen zu ermessen, muss man berücksichtigen, in welch hohem Maße männliche Hegemonie und männliche Geschlechtsidentität auf einer festen Verankerung in einem Beruf beruhen. Klaus Dörre hat in einer Studie über Leiharbeiter in der Automobilindustrie gezeigt, dass die von ihm untersuchten qualifizierten Facharbeiter ihre unterwertige Beschäftigung als eine Verunsicherung ihrer männlichen Identität erfahren. Sie fühlen sich in ihrem männlich geprägten Arbeitsethos entwertet.¹⁸ Mit dem Strukturwandel der Erwerbsarbeit ist eine zentrale Basis traditioneller Männlichkeit und männlicher Dominanz gefährdet.

Bildung

Erhebliche Veränderungen der Geschlechterrelation kennzeichnen die Entwicklungen im Bildungssystem. Im Schuljahr 1960/1961 betrug der Jungenanteil im Gymnasium 60 Prozent, der Mädchenanteil 40 Prozent, bis zum Schuljahr 2008/2009 war der Jungenanteil auf 47 Prozent gesunken, der der Mädchen auf 53 Prozent gestiegen. Die Hauptschule hat sich im gleichen Zeitraum von einer Schulform mit ausgeglichener Geschlechterrelation zu einer mehr von Jungen (55,5 Prozent) als von Mädchen (44,5 Prozent) besuchten Schule entwickelt.¹⁹

In den PISA-Studien zum Leistungsstand von 15-jährigen Schülerinnen und Schülern sind die Leseleistungen der Mädchen erheblich besser als die der Jungen, während in Mathematik und in den Naturwissenschaften die Jungen ein höheres Leistungsniveau aufweisen, allerdings nicht im gleichen Maße wie die Mädchen beim Lesen. Die PISA-Studie 2006 ergab eine im Mittel um 42 Leistungs-

Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden 2007, S. 285–301; Diana Lengersdorf/Michael Meuser, Karriereverläufe von Männern in unsicheren Zeiten – Hegemoniale Männlichkeit am Ende?, in: Freie Assoziation, 14 (2011) 3–4, S. 57–73.

¹⁸ Vgl. Klaus Dörre, Prekäre Beschäftigung – ein unterschätztes Phänomen in der Debatte um die Marktsteuerung und Subjektivierung von Arbeit, in: Karin Lohr/Hildegard Maria Nickel (Hrsg.), Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen, Münster 2005, S. 180–206.

¹⁹ Vgl. Waltraud Cornelißen, Gender-Datenreport, München 2005, S. 30; Statistisches Bundesamt, Statistisches Jahrbuch 2010, Wiesbaden 2010, S. 135.

punkte höhere Lesekompetenz der Mädchen (517 gegenüber 475) und eine um 19 Punkte höhere Kompetenz in Mathematik sowie eine um sieben Punkte höhere Kompetenz in Naturwissenschaften bei den Jungen.¹²⁰

Diese Daten sowie der Umstand, dass die Schülerinnen im Durchschnitt die Schule mit besseren Noten abschließen als die Schüler, haben eine Diskussion über eine vermeintliche Bildungsbenachteiligung der Jungen ausgelöst. In diesem Zusammenhang wird die „Feminisierung“ des Lehramts, insbesondere in der Grundschule, als ein Grund hierfür angeführt, also der Umstand, dass Schülerinnen und Schüler überwiegend und in der Grundschule nahezu ausschließlich von Frauen unterrichtet werden. Allerdings ist der Unterschied in den Leseleistungen zwischen Jungen und Mädchen am Ende der Grundschule nur gering ausgeprägt.¹²¹ Er wird größer in den weiterführenden Schulen, in denen deutlich mehr Männer unterrichten (in den Gymnasien sind knapp 50 Prozent der Lehrkräfte männlich). Zudem zeigt ein historischer Rückblick, dass auch in den 1950er und 1960er Jahren, als mit Ausnahme des Primarbereichs das Lehramt nicht „feminisiert“ war, die Mädchen im Schnitt bessere Noten als die Jungen hatten.¹²² Das schlechtere Bildungsniveau der Jungen wird augenscheinlich dann zu einem Problem, wenn eine wachsende Zahl von männlichen Hauptschulabsolventen wegen Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt keinen Ausbildungsplatz mehr findet.

Hinsichtlich der Frage nach einer möglichen Bildungsbenachteiligung der Jungen ist des Weiteren zu berücksichtigen, dass es sowohl bei den Jungen als auch bei den Mädchen eine erhebliche Streuung der Leistungswerte gibt. Zwar sind die Jungen mit ihren Leseleistungen in der PISA-Studie 2009 auf den unteren Kompetenzstufen stärker vertreten als die Mädchen und umgekehrt die Mädchen auf den oberen stärker als die Jun-

gen, doch ist der Anteil von Jungen und Mädchen auf der mittleren, am häufigsten besetzten Kompetenzstufe nahezu gleich.¹²³ Weder Jungen noch Mädchen sind eine einheitliche Gruppe, eine generelle Bildungsbenachteiligung von Jungen ist nicht gegeben. Die größten Unterschiede finden sich nicht zwischen Jungen und Mädchen, sondern zwischen Kindern mit und ohne Migrationshintergrund und aus unterschiedlichen sozialen Schichten.¹²⁴

Gleichwohl ist nicht zu übersehen, dass junge Frauen heute im Schnitt mit besseren Bildungsabschlüssen in die Berufswelt gehen als junge Männer. Bislang hat sich dieses Bildungskapital allerdings nicht in entsprechende Vorteile bei Berufskarrieren umsetzen lassen. Dies liegt vor allem daran, dass die Mehrzahl der Frauen bei der Geburt eines Kindes ihre Erwerbstätigkeit reduziert oder für einige Jahre unterbricht, was nahezu zwangsläufig einen Karriereknick zur Folge hat.

Familie

Trotz gestiegener Erwerbsquote der Frauen und eines gesellschaftlichen Diskurses, der der Figur des männlichen Familienernährers ihre vormalige fraglose Gültigkeit entzogen hat, sind in der Mehrzahl der deutschen Haushalte die Männer weiterhin in der Position des Allein- oder Haupternährers. Daten des Sozio-oekonomischen Panels zufolge war dies 2007 in 64,3 Prozent der Haushalte der Fall, wobei es allerdings deutliche Ost-West-Unterschiede gibt. In Ostdeutschland betrug der Wert nur 45,1 Prozent, in Westdeutschland hingegen 68,8 Prozent. Eine egalitäre Einkommensverteilung fand in 28,1 Prozent der Haushalte statt (43,7 Prozent im Osten, 24,4 Prozent im Westen), die Frau in der Position der Familienernährerin gab es in 7,6 Prozent der Haushalte (11,2 Prozent im Osten, 6,8 Prozent im Westen). Letztere Konstellation ist in den meisten Fällen jedoch nicht Ausdruck einer entsprechenden

¹²⁰ Vgl. Manfred Prenzel et al., PISA 2006 in Deutschland, Münster 2008, S. 81, S. 115, S. 140.

¹²¹ Vgl. Wilfried Bos et al., IGLU-E 2006, Münster 2008, S. 77f.

¹²² Vgl. Klaus Rodax/Klaus Hurrelmann, Die Bildungsbeteiligung der Mädchen und Frauen – ein Indikator für wachsende Chancengleichheit?, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 6 (1986), S. 138–146, hier: S. 139.

¹²³ Vgl. Eckhard Klieme et al., PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt, Münster 2010, S. 53.

¹²⁴ Vgl. Margrit Stamm, Underachievement von Jungen: Perspektiven eines internationalen Diskurses, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 11 (2008) 1, S. 106–124.

Absicht, sondern durch eine ungewollte Arbeitslosigkeit oder ein sehr geringes Einkommen des Mannes bedingt.²⁵

Untersuchungen, die danach fragen, welche Bedeutung die Befragten verschiedenen Lebensbereichen zumessen, zeigen, dass jungen Männern und Frauen Beruf und Familie nahezu gleichermaßen wichtig sind. Der Beruf rangiert ein wenig höher als die Familie, für Männer wie für Frauen. Jungen Männern sind Familie und Kinder nur um ein Geringes weniger wichtig als jungen Frauen.²⁶ Das heißt jedoch nicht, dass es eine große Bereitschaft unter Männern gibt, berufliche Belange zugunsten familiärer zurückzustellen. Zwar sagten in einer Befragung nahezu 95 Prozent der Männer sowohl, es sei Aufgabe des Vaters, das Familieneinkommen zu sichern, als auch, es sei seine Aufgabe, Zeit für die Kinder zu haben, doch sind nur 43 Prozent bereit, dafür Einbußen bei der eigenen Karriere in Kauf zu nehmen.²⁷

Wie eine Studie des Bundesfamilienministeriums zeigt, erhöhen Männer die für Erwerbsarbeit aufgewendete Zeit, wenn sie Vater werden. 56 Prozent der kinderlosen Männer arbeiten 36 Stunden pro Woche und mehr. Dieser Wert steigt auf 75 Prozent nach der Geburt des ersten Kindes und auf 82 Prozent mit einem zweiten Kind.²⁸

Aus weiteren Studien ist bekannt, dass die Partnerschaften junger Paare ohne Kind zwar nicht völlig egalitär sind, dass aber die Männer an der Hausarbeit in nicht geringem Maße beteiligt sind. Mit der Geburt des ersten Kindes setzt ein Prozess der Retraditionalisierung ein. Hausarbeit und Kinderbetreuung werden mehr und mehr zur Auf-

gabe der Frauen.²⁹ Väter wenden weniger Zeit für Haus- und Familienarbeit auf als kinderlose Männer (187 gegenüber 211 Minuten pro Tag).³⁰ Gemäß den Daten des European Social Survey gehört Deutschland zu den europäischen Ländern mit der geringsten Kooperationsrate der Männer bei Haushaltstätigkeiten.³¹ In den Familien besteht eine hohe Diskrepanz zwischen dem von beiden Partnern präferierten und dem tatsächlich praktizierten Arrangement.

Obwohl diese Daten auf die Persistenz, die Hartnäckigkeit der traditionellen geschlechtlichen Arbeitsteilung hinweisen, lässt sich daraus nicht schließen, in den privaten Geschlechterbeziehungen habe es keine Veränderungen gegeben. Mit der Funktion des Ernährers ist nicht mehr ein selbstverständlicher Anspruch auf die Position des Familienoberhaupts verknüpft. Des Weiteren wollen zwar die meisten Männer die Ernährerfunktion als Teil ihres Vaterschaftskonzeptes bewahren, betrachten sie aber nicht als die „Essenz“ von Vaterschaft.³²

Vaterschaft erschöpft sich nicht mehr in einem Engagement *für* die Familie. Die von Vätern für Kinderbetreuung aufgewendete Zeit hat sich in einem Zeitraum von 20 Jahren (1985 bis 2004) erhöht, allerdings in beträchtlichem Maße nur am Sonntag (von 4,4 auf 5,7 Stunden bei den westdeutschen Vätern), während der Wert für die Wochentage nur leicht (von 2,3 auf 2,7 Stunden) gestie-

²⁵ Vgl. Ute Klammer/Sabine Neukirch/Dagmar Weißer-Poßberg, Wenn Mama das Geld verdient. Familienernährerinnen zwischen Prekarität und neuen Rollenbildern, Berlin 2012, S. 43, S. 59 ff.

²⁶ Vgl. Martina Gille, Familien- und Lebensmodelle junger Männer, in: Karin Jurczyk/Andreas Lange (Hrsg.), Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!, Gütersloh 2009, S. 97–120, hier: S. 110.

²⁷ Vgl. Claudia Zerle/Isabelle Krok, Null Bock auf Familie!? Schwierige Wege junger Männer in die Vaterschaft, in: K. Jurczyk/A. Lange (Anm. 26), S. 121–140, hier S. 130.

²⁸ Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin 2003, S. 114.

²⁹ Vgl. Rotraut Oberndorfer/Harald Rost, Auf der Suche nach den neuen Vätern, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, (2004) 55, S. 490–499; Florian Schulz/Hans-Peter Blossfeld, Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 58 (2006), S. 23–49; Wassilios E. Fthenakis/Béate Minsel, Die Rolle des Vaters in der Familie, Stuttgart 2002.

³⁰ Vgl. Peter Döge, Männer – Paschas oder Nestflüchter?, Opladen 2006, S. 31.

³¹ Vgl. M. José Gonzáles/Teresa Jurado-Guerrero/Manuela Naldini, What Made Him Change? An Individual and National Analysis of Men's Participation in Housework in 26 Countries, DemoSoc Working Paper 30/2009, online: [www.recercat.net/bitstream/2072/41841/1/DEMOSOC30\[1\].pdf](http://www.recercat.net/bitstream/2072/41841/1/DEMOSOC30[1].pdf) (11.9.2012).

³² Vgl. Stephen Williams, What is Fatherhood? Searching for the Reflexive Father, in: Sociology, (2008) 42, S. 487–502. Siehe auch den Beitrag von Diana Baumgarten in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

gen ist.³³ Ein Engagement des Vaters in der Familie bedeutet nicht zwangsläufig eine zeitliche Entlastung der Mutter. Eine australische Studie zur familialen Zeitverwendung von Vätern und Müttern hat ergeben, dass Väter deutlich weniger Zeit mit ihren Kindern allein verbringen als Mütter. In 92 Prozent der Zeit, die Väter mit ihren Kindern verbringen, sind auch die Mütter anwesend. Der entsprechende Wert für die Mütter beträgt 71 Prozent.³⁴

Fazit

Mit der Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen Geschlecht sind immer noch unterschiedliche Teilhabechancen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen verbunden. Diese sind, wie die Entwicklungen im Bildungssystem zeigen, nicht mehr durchgängig zu Lasten der Frauen verteilt. Im Erwerbsleben und in der Familie reproduzieren sich hingegen – und dies oft gegen die Intentionen von Frauen und Männern – in hohem Maße tradierte Strukturen.

In der Politik, auf die hier nicht detailliert eingegangen wurde, stellen sich die Verhältnisse offener dar. Dies ist nicht nur daran zu sehen, dass Deutschland seit nunmehr sieben Jahren von einer Frau regiert wird. Allerdings darf die symbolische Wirkung einer vermehrten Präsenz von Frauen in Spitzenpositionen der Politik in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. Der Wandel der Geschlechterverhältnisse im politischen Feld zeigt sich neben der stärkeren Präsenz von Frauen in Bundes- und Landesregierungen in dem Anstieg der Zahl weiblicher Abgeordneter in den Parlamenten und den Parteigremien. Im Deutschen Bundestag etwa lag der Frauenanteil bis Mitte der 1980er Jahre unter zehn Prozent, danach stieg er bis Ende der 1990er Jahre auf 30 Prozent an. Seitdem pendelt er zwischen diesem Wert und 33 Prozent.³⁵ In den

Spitzengremien der im Bundestag vertretenen Parteien liegt der Frauenanteil zwischen 25 (FDP) und 50 Prozent (Bündnis 90/Grüne und Linke). Der männerbündische Charakter, der für das politische Feld lange Zeit gleichermaßen wie für die Wirtschaft charakteristisch war, ist in der Politik ein Stück weit aufgebrochen worden.

Resümiert man die zuvor referierten Befunde, so zeigt sich, dass die Veränderungsdynamik der Geschlechterverhältnisse von einer Parallelität von Kontinuität und Wandel geprägt ist. Festzuhalten ist, dass als Folge der erheblichen Veränderungen im Wertesystem die gesellschaftliche Dominanz des männlichen Geschlechts nicht mehr fraglos gegeben ist. Sie ist zwar in vielen Bereichen weiterhin präsent, allerdings setzt sich „die männliche Herrschaft nicht mehr mit der Evidenz des Selbstverständlichen“ durch,³⁶ sondern muss in wachsendem Maße begründet und legitimiert werden.

Die Entwicklung verläuft in den verschiedenen Bereichen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit und auch nicht immer in die gleiche Richtung. Insbesondere lässt sich eine Ungleichzeitigkeit im Vergleich von beruflicher und privater Sphäre feststellen. Einer fortschreitenden Entgrenzung in der Sphäre des Berufs (wachsende Inklusion der Frauen in die Erwerbsarbeit, tendenzielle Auflösung der Unterscheidung von sogenannten Männer- und Frauenberufen) steht eine hartnäckige Kontinuität tradierter Aufgabenverteilungen in Partnerschaft und Familie gegenüber.

Allerdings gilt es zu berücksichtigen, dass sich, wie bei mehreren Punkten deutlich wurde, die Verhältnisse in den östlichen und den westlichen Bundesländern zum Teil erheblich voneinander unterscheiden. Als Folge der Unterschiede der Gesellschaftssysteme zwischen 1945 und 1990 stehen die Geschlechterverhältnisse in den östlichen Bundesländern in einer anderen gesellschaftlichen Tradition als in den westlichen.

Opladen 2006, S. 235–260; Deutscher Bundestag, Juni 2011, online: www.bundestag.de/bundestag/abgeordnete17/mbd_zahlen/frauen_maenner.html (11.9.2012).

³⁶ Pierre Bourdieu, Eine sanfte Gewalt, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/M. 1997, S. 218–230, hier: S. 226.

³³ Vgl. Daniela Grunow, Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag, in: Tanja Mühling/Harald Rost (Hrsg.), Väter im Blickpunkt, Opladen 2007, S. 49–76, hier: S. 63f.

³⁴ Vgl. Lyn Craig, Does Father Care Means Fathers Share? A Comparison of How Mothers and Fathers in Intact Families Spend Time with Children, in: Gender & Society, 20 (2006), S. 259–281, hier: S. 272.

³⁵ Gesine Fuchs, Politische Partizipation von Frauen in Deutschland, in: Beate Hoecker (Hrsg.), Politische Partizipation zwischen Konvention und Protest,

entwickelte sich auch in der Frauenforschung ein Männlichkeitsdiskurs, der nicht mehr zwangsläufig auf das „Widersachermodell“¹ rekurrierte. So finden wir heute im deutschsprachigen wie angelsächsischen Raum eine von Männern und Frauen betriebene Männerforschung vor, die jenseits parteilicher Standpunkte zueinander in Beziehung treten kann.²

Wie das bei der Neuentwicklung einer Wissenschaftsdisziplin meist der Fall ist, eilten und eilen auch in der Männerforschung die theoretischen Diskurse den empirischen Studien voraus, gleichwohl sie sich zunehmend aufeinander beziehen können. In den vergangenen Jahren ist in diesem Zusammenhang eine zunehmende Ausdifferenzierung in verschiedene Forschungsbereiche zu beobachten: Sozialisation, Familie, Gesundheit, Sexualität, Gewalt, Alter, Migration, Arbeit, Politik, Militär.³ Als quantitativ angelegte bundesweite Repräsentativerhebung ragt die Replikationsstudie von Rainer Volz und Paul Zulehner heraus,⁴ aus deren vergleichender Typologie einerseits deutlich wird, dass sich Männlichkeit in Bezug auf Selbstbild, Geschlechterbeziehungen und Alltagsverhalten modernisiert hat, gleichzeitig aber auch in Spannungen steht, verunsichert ist, dass dabei aber Grundstrukturen tradierten männlichen Selbstverständnisses eine überraschende Beharrlichkeit aufweisen. Ähnliche Befunde finden wir in verschiedenen regionalen Männerstudien.

Männlichkeitsdiskurse als Krisendiskurse

Männerdiskurse waren schon immer auch Krisendiskurse. Zwei Argumentationsfiguren haben sich in den zurückliegenden 100 Jahren gehalten und verfestigt. Zum einen: Die Krise

¹ Vgl. Susan Faludi, Männer – das betrogene Geschlecht, Reinbek 2001, S. 632.

² Vgl. Brigitte Aulenbacher et al. (Hrsg.), Frauen-MännerGeschlechterforschung. State of the Art, Münster 2006; Themenheft Männlichkeit von EWE – Erwägen. Wissen. Ethik, 21 (2010) 3.

³ Vgl. Mechthild Bereswill/Michael Meuser/Sylka Scholz, Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit, Münster 2007; Sylka Scholz, Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland, Münster 2012.

⁴ Vgl. Rainer Volz/Paul M. Zulehner, Männer im Aufbruch, Ostfildern 1998; dies., Männer in Bewegung, Baden-Baden 2009.

des Mannseins bricht mit dem gesellschaftlichen Aufstieg der Frau auf, denn da wird deutlich, dass die Stärke des Mannes lange Zeit an die behauptete Schwäche der Frau gebunden war und mit der weiblichen Emanzipation ihre selbstbehauptete und darin tradierte Legitimation verliert. Die zweite Argumentationsfigur zur Krise des Mannseins sieht die Männer derartig in die Logik der Ökonomie und die Mechanismen der industriellen Produktion verstrickt, dass sie in ihrem Denken und Fühlen eher in der Maschine aufgehen (später in den neuen Technologien), als dass sie ihr Leben in Distanz dazu und aus sich selbst heraus bestimmen könnten.

Vom Bild des *Maschinenmannes* bis hin zu dem des *abstract worker* – also von der vorletzten Jahrhundertwende bis zu Beginn dieses Jahrhunderts – zieht sich das gleiche Klage- und Kritikmotiv industriell zugerichteter Männlichkeit durch die Verständigungs- und Selbstvergewisserungsschriften (männer-)kritischer Wissenschaftler und Publizisten. Kein Wunder, dass Männlichkeitsdiskurse bis heute immer dann auch als Krisendiskurse geführt wurden, wenn Transformationsprozesse wie vor allem die Veränderungen im arbeitgesellschaftlichen System, in der Arbeitsteilung der Geschlechter und damit im Geschlechterverhältnis aufziehen. „Viel zu oft werden diese Transformationen als ‚Krise‘ beschrieben, ohne dass dabei genau bezeichnet würde, für wen die Veränderungen eigentlich tatsächlich wie krisenhaft, wie bestandskritisch und bedrohlich sind (...). Die ständige Männerkrisenbeschwörung der letzten Jahr(hundert)e ließe sich demnach (...) als ein Echo beschreiben, das durch seinen ständigen Nachhall eine spezifische Vorstellung von Männlichkeit am Leben erhält, im gesellschaftlichen und kulturellen Zentrum verankert und diese Konstellation letztlich womöglich sogar als ‚natürlich‘ erscheinen lässt.“⁵

Hegemoniale Männlichkeit und die Dialektik von Dominanz und Verfügbarkeit

Erst mit der Einführung des Paradigmas der *hegemonialen Männlichkeit* in der Ablö-

⁵ Jürgen Martuschkat, Von Krisen, Echos und Stabilisierungen, in: EWE (Anm. 2), S. 373 ff., hier: S. 374.

sung des traditionellen Patriarchatsbegriffs eröffnete sich der Männerforschung ein eigenständiger und nun offener Theorie- und Forschungshorizont. R. Connell⁶ sieht eine Entstrukturierung der Macht des Patriarchats im Zuge der industriegesellschaftlichen Modernisierung hin zu einer fragilen wie flexiblen Dominanzstruktur (Hegemonie) auf drei Ebenen: in den politischen Machtverhältnissen, in der Hierarchie der Arbeitsbeziehungen und in den emotionalen Beziehungsverhältnissen. Damit ist nicht nur die tradierte Selbstverständlichkeit männlicher Macht obsolet geworden, es können auch unterschiedliche Männlichkeiten in einer Gesellschaft gelebt werden.

Trotz dieser Entstrukturierung bleibt aber die Tendenz, männliche Macht in den verschiedenen Gesellschaftsbereichen durchzusetzen, erhalten. Denn „Männlichkeit ist, als *soziales Konstrukt*, scheinbar unauflöslich mit Macht konnotiert. Die symbolische Verknüpfung von Männlichkeit und Macht gilt für die heterosoziale wie für die homosoziale Dimension der Gesellschaftsverhältnisse.“⁷ Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit bezieht sich also sowohl auf Dominanzverhältnisse gegenüber Frauen als auch unter Männern. Dass sich männliche Macht in modernen Gesellschaften nicht nur halten, sondern immer wieder neu durchsetzen kann, männliche Machtgruppen auch von vielen anderen Männern gewollt oder ungewollt unterstützt werden und damit ihre hegemoniale Funktion behaupten, wird einem kulturell wie tiefenpsychisch wirksamen Bindungsverhältnis unter Männern zugeschrieben. Dieses wird als *patriarchale Dividende* bezeichnet. Mit diesem Begriff ist die allen Männern gleichsam kulturgenetisch eingeschriebene, in der Entwicklungsdynamik des Kindes- und Jugendalters immer wieder aktivierte und eingeübte Haltung gemeint, dass der Mann „im Grunde“ doch der Frau überlegen sei, egal ob das der Überprüfung durch die soziale Wirklichkeit standhält.⁸ Die Erfahrungen in der Beratungspraxis zeigen, dass diese männliche Dividende in kritischen Le-

benssituationen quer durch alle Schichten aktiviert wird. Gleichzeitig wird aber auch sichtbar, dass es von den sozialen Spielräumen der jeweiligen Lebenslage abhängt, ob Männer darauf „angewiesen“ sind, auf sie zurückzugreifen.

In der neueren, international vergleichenden Männerforschung, wie sie sich etwa im „Handbook of Studies on Men and Masculinities“⁹ präsentiert, wird auf den wachsenden Einfluss verwiesen, den die globale kapitalistische Ökonomie auf die Freisetzung und Formung von Männlichkeiten hat. Einig ist sie sich darin, dass eine Abkehr von einem einseitigen Hierarchiemodell männlicher Dominanz notwendig ist und eher die Frage gestellt werden muss, wie Männlichkeit in die globalisierten Machtstrukturen ambivalent verstrickt ist. Grundthese ist dabei, dass die transnationalen Korporationsstrukturen ein Gender-Regime aufgebaut haben, das jenseits von Rasse und Nationalität durch einen männlichen Code zusammengehalten wird. Indem der neue Männerbund der *global player* die Kultur der internationalen Beziehungen in Wirtschaft und Politik besetzt, nistet sich hegemoniale Männlichkeit in fast allen transnationalen Organisationen ein. Sie scheint sich zunehmend in die Sphären sozial entbetteter Technologie und Ökonomie zu verlagern, die sich sozialen Bindungen und gesellschaftlicher Verantwortung entziehen. Verkörpert wird diese neue hegemoniale Männlichkeit durch entsprechende Leitfiguren in den weltweit operierenden transnationalen Konzernen, Technologie- und Finanzzentren.¹⁰

Hier setzt die kritische Frage nach der weiteren Gültigkeit des Hegemonialitäts-Modells als Leitkonzept der Männerforschung an.¹¹ Kann das neue global agierende Managertum überhaupt noch als hegemoniales Vorbild für zum Beispiel sozial benachteiligte Männer fungieren? Empirische Studien zeigen aber, dass gerade sozial benachteiligte Männer in ihrer sozialen Hilflosigkeit zu

⁶ Vgl. R. Connell, *Gender and Power*, Stanford 1987; dies., *Der gemachte Mann*, Opladen 1999.

⁷ Michael Meuser, *Geschlecht, Macht, Männlichkeit*, in: EWE (Anm. 2), S. 325–336, hier: S. 327.

⁸ Vgl. Lothar Böhnisch, *Männliche Sozialisation*, Weinheim–München 2004.

⁹ Vgl. Michael S. Kimmel/Jeff Hearn/R. Connell (eds.), *Handbook of Studies on Men and Masculinities*, Thousand Oaks u. a. 2005.

¹⁰ Vgl. Luc Boltanski/Eve Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006; R. Connell, *Im Innern des gläsernen Turms*, in: *Feministische Studien*, (2010) 1, S. 8–24.

¹¹ Vgl. zu dieser und anderer Kritik: EWE (Anm. 2).

dezidiert maskulinen Kompensations- und Bewältigungsmustern greifen.¹² Männlicher Habitus und männliche Dividende scheinen also auch unabhängig von einer bestimmten Führungselite zu wirken, vielmehr sind sie in die ökonomische wie institutionelle Struktur einer Gesellschaft eingeschrieben.

Ein zentraler Kritikpunkt bezieht sich darauf, dass das Konzept nur die eine, die Herrschaftsseite männlicher Hegemonialität sieht. Männer stellen zwar Machtverhältnisse her, sind ihnen aber gleichzeitig unterworfen. Sie sind eben die Geschlechtergruppe, die den Bedingungen kapitalistischer Verwertung ohne echte Rückzugsmöglichkeit (wie sie die Frau in der gesellschaftlich gebilligten Zone der Mutterschaft hat) ausgesetzt ist. Das Konzept kann also nur die Seite der Dominanz von Männlichkeit, nicht aber die Seite der *männlichen Verfügbarkeit und Verletzlichkeit*, der abhängigen Verstrickung des Mannes in den industriekapitalistischen Verwertungsprozess aufschließen. Damit gerät das Hegemonialkonzept in Gefahr, selbst zum *Verdeckungszusammenhang* zu werden, in dem dann Leiden von Männern nicht mehr thematisiert werden können. Hegemoniale Männlichkeit konstituiert sich vielmehr – in den industriekapitalistischen Gesellschaften – in der *Dialektik von männlicher Dominanz und Verfügbarkeit*.¹³ Gerade in kritischen Lebenslagen – wie Trennung, Arbeitslosigkeit, Konkurrenzdruck – wird männliche Hilflosigkeit sichtbar, auch wenn die betroffenen Männer auf dezidiert maskuline Bewältigungsmuster zurückgreifen: Gefühlsabwehr und Rationalisierung, Kontroll- und Abwertungsstrategien.¹⁴ Männlichkeit fungiert hier als Mittel der *Lebensbewältigung*. Gerade deshalb ist es auch plausibel, dass die gendertheoretische Männerforschung (Männlichkeit als soziale Konstruktion) einer psychoanalytischen Perspektive bedarf.

Durch die Literatur zur geschlechtsspezifischen Sozialisation im Lebenslauf zieht sich ein mehr oder minder differenziertes Modell: Jungen und Männer tendieren dazu – vor allem in kritischen Lebenssituationen – sich außengerichtet zu verhalten, Gefühle abzuspalten, ihre Hilflosigkeit auf Schwächere zu projizieren und ihr Innen zu verschließen. Diese männliche Tendenz zur *Externalisierung*, der Abspaltung der eigenen Gefühle, wird in der Psychoanalyse nicht nur als Folge der zentrifugalen Dynamik des frühkindlichen Ablösungsdrucks des Jungen von der Mutter und der Fragilität der Vatersuche gesehen,¹⁵ sondern vor allem auch dem Zwang zur ökonomischen Verfügbarkeit angelastet, dem Männer besonders ausgesetzt sind.¹⁶ Die ökonomischen Strukturen verstärken diesen Abspaltungszwang, weil in ihnen die gemeinhin weiblich konnotierte Reproduktionsdimension und die damit verbundenen Werte (Sorge) gemäß der Logik der Warenform und des Marktes vom herrschenden Rationalitätsmodell der Erwerbsarbeit abgespalten werden.¹⁷

Auch diese Entsprechung ist – wie die Ambivalenz der kindlichen Entwicklungsdynamik – im Alltag und unter der Oberfläche der Geschlechternivellierung *verdeckt*. Deshalb sei es auch Aufgabe der Männerforschung, solche Verdeckungen aufzuschließen. Erst dann werde sichtbar, „dass Männlichkeit nicht allein als gesellschaftliche Konstruktion, sondern ebenso als ‚kulturanthropologische Verstrickung‘ zu sehen ist. So bildet die spannungsreiche Bedürftigkeit, die als Folge der Blockierung des Zugangs zum eigenen Innen entsteht, eine verdeckte Grundstruktur des Mannseins, die unter anderem durch Gewalt verborgen gehalten werden kann. Die zwi-

¹² Thomas Kreher, „Heutzutage muss man kämpfen“. Bewältigungsformen junger Menschen angesichts entgrenzter Übergänge in Arbeit, Weinheim-München 2007; Klaus Dörre, Prekarisierung und Geschlecht, in: Brigitte Aulenbacher et al. (Hrsg.), Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden 2007, S. 285–301.

¹³ Vgl. L. Böhnisch (Anm. 8).

¹⁴ Vgl. Wolfgang Neumann/Björn Sufke, Den Mann zur Sprache bringen, Tübingen 2004.

¹⁵ Vgl. Nancy J. Chodorow, Das Erbe der Mütter, München 1994; Frank Dammasch/Hans-Geert Metzger/Martin Teising (Hrsg.), Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen, Frankfurt/M. 2009.

¹⁶ Vgl. Arno Gruen, Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau, München 1991.

¹⁷ Vgl. Ariane Brensell/Friederike Habermann, Von Keksen und Kapitalismus, in: Mario Candeias/Frank Deppe (Hrsg.), Ein neuer Kapitalismus, Hamburg 2001, S. 241–264.

spältige Mutter-Sohn-Beziehung wird durch forcierte Selbstständigkeit und Dominanzgebaren verdeckt. Männerbünde verdecken den Fluchtaspekt im Drang des Mannes nach außen, seine Abwehr des Weiblichen und das Homosexualitätstabu. Mit der Beschreibung solcher Verdeckungen können Verbindungslinien vom vormodernen Patriarchat über die industriekapitalistische Gesellschaft zur Postmoderne aufgezeigt werden, ebenso wie zwischen sozialen Verhältnissen und leibseelisch verankerter Geschlechtlichkeit.“¹⁸ Wie diese Verdeckungen „wirken“, kann mit dem Instrumentarium der empirischen Sozialforschung nur bedingt, höchstens indikatorisch erklärt werden.

Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und Vereinbarkeit

Hegemoniale Männlichkeit ist im institutionellen System der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung verankert. In diesem Zusammenhang wird wieder die zentrale Bedeutung der Erwerbsarbeit für den industriegesellschaftlichen Männlichkeitsentwurf in der Männerforschung betont.¹⁹ Die Transformation der Erwerbsarbeit (Rationalisierungs- und Freisetzungsprozesse, Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse) habe nun vor allem die Institution des *Normalarbeitsverhältnisses* (tendenziell lebenslang abgesicherte Berufstätigkeit und damit verbundener familialer Ernährerstatus), an dem sich das männliche Selbstverständnis in den Industriegesellschaften maßgeblich orientiert, nachhaltig geschwächt. Damit ging der Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Erwerbsarbeit einher: Nicht länger die nur „gleichgestellte Frau“, die komplementär und ergänzend wirkte, ist das Leitbild. Inzwischen wird ein gleichberechtigtes *Adult-worker*-Modell

(Zwei-Erwerbstätigen-Modell) gefordert, in dem beide Geschlechter ihre eigene Option auf Berufsarbeit bei Gleichbelastung in der Familienarbeit realisieren können.²⁰ Damit ist auch der Vereinbarkeitsdiskurs Beruf/Familie für den Mann eröffnet.

Allerdings wird schnell eine Barriere sichtbar: Während die Frauen im Zuge der sozialstaatlichen Transformation der Frauenfrage und insbesondere der Vereinbarkeitsproblematik in der Mehrzahl längst gelernt haben, zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre zu changieren, sind die meisten Männer so gut wie nicht darauf vorbereitet. Die innerfamiliäre Rolle war ihnen aus verschiedensten Gründen bisher verwehrt, ihnen fehlt die entsprechende Erfahrung und die öffentliche Anerkennung einer solchen zweiten Rollenexistenz. Dies äußert sich empirisch bei vielen Männern in der Spannung zwischen Wunsch und Verwehrung: In Umfragen gibt eine Mehrheit von Männern (vor allem Vätern) an, in der familialen Haus- und Erziehungsarbeit engagiert zu sein, es aber auf Grund ihrer nachweisbaren Arbeitsbelastung gar nicht so zu können, wie sie es sich wünschten. Dass gerade bei Vätern aus der Mittelschicht mit qualifizierten Berufen die Diskrepanz zwischen gewollter engagierter, tendenziell gleichberechtigter Vaterschaft und tatsächlicher Geschlechterpraxis besonders auffällig ist, zeigen Männerstudien der 2000er Jahre.²¹

Es gilt also, den Spagat zwischen einer selbstbeanspruchten, aufgeklärten und darin modernen Männlichkeit und der steigenden Beanspruchung in intensivierten Arbeitsprozessen zu bewältigen. Dabei wird oft deutlich, dass dem von Männern (und Frauen) vor allem in Umfragen beanspruchten Diskursideal der Geschlechtergleichheit im Partnerschaftsalltag eine Praxis der Geschlechterungleichheit entgegenstehen kann. Dies wird dahingehend erklärt, dass die Idee der Gleichheit der Geschlechter und die Ein-

¹⁸ Carol Hagemann-White, Gewalt im Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung, in: Regina-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hrsg.), Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt/M.–New York 2002, S. 29–52, hier: S. 45.

¹⁹ Vgl. Nina Baur/Jens Luedtke, Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern, in: dies. (Hrsg.), Die soziale Konstruktion von Männlichkeit, Opladen–Farmington Hills 2008, S. 81–103; Sylka Scholz, Männer und Erwerbsarbeit bei ostdeutschen Männern, in: ebd., S. 105–121.

²⁰ Vgl. Sigrid Leitner/Iлона Ostner/Margit Schratzenstaller (Hrsg.), Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch, Wiesbaden 2004.

²¹ Vgl. als Überblick: Sylka Scholz, Männer und Männlichkeit im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit, in: Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hrsg.), Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung, Wiesbaden 2009, S. 82–100.

schätzung des alltäglichen familialen Engagements auf unterschiedlichen Ebenen liegen: „Während die Idee der Gleichheit einer reflexiven Diskurslogik gehorcht, beruht die Verichtung alltäglicher Handlungen auf einer anderen, praktischen Logik“ inkorporierter überkommener Gewohnheiten,¹²² an die man gebunden ist, obwohl man sich dem Gleichheitsdiskurs reflexiv zugehörig fühlt. Hinter dem Schleier der Rhetorik der Gleichheit und über mehr oder minder explizite partnerschaftliche Aushandlungs- und Verständigungsprozesse hergestellt, breitet sich eine paarinterne Selbstverständlichkeit jeweils zugeschriebener weiblicher und männlicher Eigenschaften und Kompetenzen aus. Bei dieser *hidden gender structure* der Alltagsbewältigung¹²³ handelt es sich keinesfalls um eine bloße Fortsetzung oder Retraditionalisierung überkommener Rollenmodelle. Es ist eher die Aushandlungssillusion sich als gleichwertig fühlender und sich entsprechend akzeptierender Partner, die in die inzwischen symbolisch gefestigte gesellschaftliche Kultur der Geschlechternivellierung eingebettet ist. Im Themenkreis der Vereinbarkeit fließen Männerforschung und genderbewusste *Väterforschung* zusammen, gleichwohl letztere immer noch der Familienforschung zugerechnet wird.

Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung wirkt vor allem auch in betrieblichen und administrativen Organisationen. Studien zu *gendered organisations* zeigen,¹²⁴ dass das Geschlecht nicht nur in den innerorganisationellen Beziehungen, sondern in der Organisationsstruktur und ihren Hierarchien und Praktiken selbst – und hier meist männlich strukturiert – verankert ist. Dies äußert sich dann zum Beispiel in *Organisationskulturen*, in denen die männlich konnotierten Prinzipien der individuellen Durchsetzungsfähigkeit, der internen Statuskonkurrenz und der Tabuisierung psychischer Probleme vorherrschend sind.

¹²² Cornelia Koppetsch/Günter Burkhardt, Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999, S. 156.

¹²³ Vgl. Lothar Böhnisch/Karl Lenz/Wolfgang Schröder, Sozialisation und Bewältigung, Weinheim–München 2009.

¹²⁴ Vgl. als Überblick: Karl Lenz/Marina Adler, Geschlechterbeziehungen, Weinheim–München 2010, S. 221 f.

Im Lichte der Dialektik von männlicher Hegemonialität und Verfügbarkeit ist inzwischen auch die daraus resultierende *Bedürftigkeit* des Mannes, seine Verletzlichkeit in den Vordergrund des neueren Männerdiskurses getreten. Männer aller sozialen Schichten leiden gerade wegen ihrer Identitätsbindung an die Erwerbsarbeit unter den Belastungen, welche die intensivierten Formen der Arbeitsorganisation, prekäre Arbeitsverhältnisse und Ausgrenzung aus der Arbeit mit sich bringen.

Auch im Gewaltdiskurs werden sie nicht mehr nur als Täter, sondern auch als Opfer erkannt. Dennoch bleibt die offensichtliche männliche Affinität zu körperlichen Gewalttaten und zu rechtsextremer Gewaltbereitschaft¹²⁵ weiter im Fokus der Forschung. Gewaltstudien bezogen auf den häuslichen Nahbereich thematisieren neben der körperlichen und psychischen Gewalt¹²⁶ in den vergangenen Jahren vor allem auch die sexualisierte Gewalt von Männern gegen Frauen, wobei es hier weniger um das Sexuelle, sondern um Sexualität als Medium der Gewaltausübung geht. Bei nahezu allen Befunden zum Gewalthandeln von Männern wird deutlich, dass hinter der scheußlichen Fassade der Gewalt massive Selbstwert- und Anerkennungsstörungen liegen, die gewalttätig abgespalten werden. Das verweist wieder auf die Notwendigkeit des tiefenpsychischen Zugangs in der Männerforschung, ohne den eine Täterarbeit gar nicht möglich wäre. Dies gilt auch für den relativ neuen Forschungszweig Männer als Opfer von Gewalt durch andere Männer und in Partnerschaftskonstellationen. Diese Thematik war gesellschaftlich lange tabuisiert, die „männliche Verletzlichkeit in den männlichkeitsdominierten Verhältnissen“ wurde verdrängt.¹²⁷

¹²⁵ Vgl. Kurt Möller, Männergewalt – ein nachwachsender Rohstoff?, in: R. Volz/P. Zulehner 2009 (Anm. 4), S. 356–369; Peter Döge, Männer – die ewigen Gewalttäter?, Wiesbaden 2011; Ursula Birsl (Hrsg.), Rechtsextremismus und Gender, Opladen u. a. 2011.

¹²⁶ Vgl. Monika Schröttle, Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen, hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Berlin 2008.

¹²⁷ Hans-Joachim Lenz, Gewalt und Geschlechterverhältnis aus männlicher Sicht, in: Silke Birgit Gahleitner/ders. (Hrsg.), Gewalt und Geschlech-

Deutlich angestiegen sind die Untersuchungen zum Risikoverhalten von Männern, vor allem im Gesundheitsbereich.²⁸ Im Bereich der geschlechtssensiblen Migrationsforschung, in dem bisher mehr über männliche Jugendliche gearbeitet wurde, gibt es inzwischen Ansätze der Erforschung der sozialen Lage und der Lebenswelt von Männern über das gesellschaftliche Reizthema „Männlichkeit, Migration und Gewalt“ hinaus.²⁹ Dabei ist vor allem deutlich geworden, dass man nicht gleichsam automatisch und mithin verkürzt von einem eindeutigen Zusammenhang zwischen Ethnizität und Männlichkeit sprechen kann, sondern dass es auf die sozialen Bedingungen und kulturellen Rahmungen ankommt, über die Geschlecht „ethnisiert“ wird.³⁰

Nicht nur in prekarierten Arbeitsverhältnissen wie der Leiharbeit³¹ oder in Zonen der Arbeitslosigkeit werden männliche Identitätsbelastungen und -störungen ausgemacht.³² Gerade auch in Studien zur psychischen und gesundheitlichen Belastung von Männern in hochtechnologisierten Arbeitszusammenhängen wird sichtbar, dass es Veränderungen in der betrieblichen Arbeitsorganisation unter dem Druck wechselnder Marktverhältnisse gibt (Unübersichtlichkeit der Unternehmensziele, einseitiger Leistungs- und permanenter Bewährungsdruck), die über die psychischen und sozialen Grenzen der Belastbarkeit hinausgehen und innere Hilflosigkeit erzeugen, mit der Männer wiederum schwer umgehen können.³³

terverhältnisse, Weinheim-München 2007, S. 21–52, hier: S. 22. Vgl. auch Forschungsverbund Gewalt gegen Männer (Hrsg.), Gewalt gegen Männer in Deutschland. Pilotstudie im Auftrag des BMFSFJ, Berlin 2004.

²⁸ Vgl. die Materialien zum Ersten Deutschen Gesundheitsbericht 2011, hrsg. von Matthias Stiehler/Doris Bardehle, München 2010.

²⁹ Vgl. Hans Prömper et al. (Hrsg.), Was macht Migration mit Männlichkeit?, Opladen-Farmington Hills 2010.

³⁰ Vgl. Katrin Huxel, Ethnizität und Männlichkeitskonstruktion, in: J. Luedtke/N. Baur (Anm. 19), S. 61–78.

³¹ Vgl. Klaus Dörre, Prekäre Männlichkeiten. Alles ganz anders?, in: Hans Prömper/Mechthild M. Jansen/Andreas Ruffing (Hrsg.), Männer unter Druck, Opladen u. a. 2012, S. 147–163.

³² Vgl. T. Kreher (Anm. 12).

³³ Vgl. Andreas Boes/Tobias Kämpf/Katrin Gül, Druck, Belastungen und Burnout bei Fachkräften der IT-Industrie, in: H. Prömper et al. (Anm. 31), S. 127–146.

Der gemeinsame Tenor der gegenwärtigen Männerforschung lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass sich hegemoniale Männlichkeit „flexibilisiert“ hat und „ihre Ränder unscharf“ geworden sind.³⁴ Männlichkeit hat also an Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren. Männlichkeiten und Mannsein werden heute im Arbeitsalltag, wo eine Kultur des Entgegenkommens der Geschlechter verlangt wird, anders gelebt, als dort, wo Männer „unter sich“ sind, und wieder anders in der Partnerschaft, in der Aushandlungsmodelle angesagt sind. Dennoch bleibt – das finden wir zentral in den Männerstudien wie in den Diskursen – die einseitige Abhängigkeit des Mannes und der männlichen Identität von der (Erwerbs-)Arbeitsrolle und die unter dem Druck der modernen Arbeitsorganisation anhaltende Erschwerung des Zugangs zur inneren Familie.

Das Problem der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf, das traditionell nur als Sache der Frauen galt, ist inzwischen auch zum Männerproblem geworden und wird deshalb die Männerforschung in Zukunft beschäftigen. Ebenso werden die männertypischen Probleme – Bewältigung von intensiver Arbeit und sozialer Ausgrenzung sowie Verstrickung in Gewalt – als Themen erhalten bleiben. Allerdings muss die Männerforschung aufpassen, dass sie in Zukunft nicht die inzwischen schon fast eingebürgerte Tendenz, Männer ausschließlich als Problemgruppe zu sehen, verstärkt. Männlichkeiten werden heute von vielen Männern in einer Kultur des Entgegenkommens der Geschlechter vielfältig und darin balancierend erlebt. In Männerstudien von Marktforschungsinstituten³⁵ ist dieser Trend längst erkannt: Es hat sich eine *Modularisierung* von Männlichkeit entwickelt, das heißt, Männlichkeit wird in den verschiedenen Lebensbereichen – Arbeit, Freizeit, Partnerschaft, Männerfreundschaften – unterschiedlich interpretiert.

³⁴ M. Meuser (Anm. 7), S. 333.

³⁵ Vgl. Daniel Staib, Zukunft des Mannes, GDI Studie 6/2003; Zukunftsinstitut (Hrsg.), Die Männerstudie, Köln 2008.

Alexandra Baronsky · Irene Gerlach ·
Ann Kristin Schneider

Väter in der Familienpolitik

Das Thema Vaterschaft hat Hochkonjunktur in Deutschland. Ob in den Medien, in der Wissenschaft oder in der Politik

Alexandra Baronsky

M. A., geb. 1984; Politikwissenschaftlerin, Münster.
a_baroo2@uni-muenster.de

Irene Gerlach

Dr. rer. pol., geb. 1955; Professorin für Politikwissenschaft an der Evangelischen Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum; Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Leiterin des Forschungszentrums Familienbewusste Personalpolitik (FFP), Hittorfstr. 17, 48149 Münster.
irene.gerlach@ffp-muenster.de

Ann Kristin Schneider

M. A., geb. 1984; Soziologin, Mitarbeiterin am Forschungszentrum Familienbewusste Personalpolitik (s. o.).
annkristin.schneider@ffp-muenster.de

deren geht es um die Frage, welche Auswirkungen damit verbunden sind: Haben Väter auf politische Maßnahmen reagiert? Kann der Staat generell ihr Verhalten beeinflussen? Welche Bedeutung kommt der Politik als Einflussfaktor zu?

Betrachtet wird die Vereinbarkeitspolitik als Teilbereich der Familienpolitik. Am Beispiel von Mutterschaftsurlaubsgeld, Erziehungsgeld und Elterngeld wird überprüft, ab wann und in welcher Form Väter Zielgruppe der finanziellen Absicherungsmaßnahmen

der Erziehungszeit von Kleinkindern waren. Anhand einer Diskursanalyse wird erforscht, aus welchen Gründen Väter dabei jeweils ausgeschlossen oder angesprochen wurden. Um auszuloten, ob und in welchem Maße die Gesetze das Verhalten der Väter tatsächlich beeinflussen konnten, wird ihre Reaktion einerseits anhand der Inanspruchnahme von Erziehungsgeld und Elterngeld und andererseits anhand der Entwicklung ihres Verständnisses der Vaterrolle beleuchtet. Um im Anschluss das Verhältnis zwischen Staat und Vätern am Beispiel der Vereinbarkeitspolitik einordnen zu können, sind zunächst jedoch einige theoretische und analytische Grundlagen nötig.

Wohlfahrtsstaat und Geschlecht

In den 1980er Jahren begannen deutsche Sozialwissenschaftlerinnen damit, den Zusammenhang zwischen Wohlfahrtsstaat und Geschlecht systematisch zu untersuchen. Dabei lag ihr Fokus zunächst auf Frauen. Sie analysierten, inwiefern Staaten durch ihre Sozialpolitik die geschlechtsstereotype Arbeitsteilung förderten und verstärkten, nach welcher die Frau für die unbezahlte Familien- und Haushaltstätigkeit zuständig war und der Mann für den finanziellen Unterhalt der Familie. Diese Arbeitsteilung brachte wesentliche Nachteile für Frauen mit sich, da finanzielle und soziale Absicherung an Erwerbstätigkeit gebunden war, während häusliche Tätigkeiten zu keinerlei Ansprüchen auf Leistungen außerhalb der Sozialhilfe berechtigten. Soziale Absicherung bestand für Hausfrauen demnach nur abgeleitet von ihren Ehemännern, wodurch Abhängigkeiten begründet und verstärkt wurden. So formulierte Ute Gerhard, dass die „bisherige Sozialpolitik, die einseitig die Interessen von Männern vertritt, sich an der Aufrechterhaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beteiligt“, sie entpuppte sich gar als „wichtiges Instrument patriarchaler Herrschaft“. Ilona Ostner und Jane Lewis entwickelten in diesem Sinne ihre

¹ Siehe hierzu auch den Beitrag von Diana Baumgarten in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

² Ute Gerhard, Sozialstaat auf Kosten der Frauen. Einleitung, in: dies./Alice Schwarzer/Vera Slupik (Hrsg.), Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat, Weinheim–Basel 1988, S. 33.

einflussreiche Klassifizierung der Wohlfahrtsstaaten anhand des Kriteriums, wie stark sie die geschlechtsstereotype Arbeitsteilung festigen.¹⁵

Männer rückten in der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung erstmals mit Aufkommen der *Adult-worker*-Norm nicht mehr nur als Ernährer, sondern auch als aktive Väter in den Fokus.¹⁶ Die *Adult-worker*-Norm beschreibt zum einen den kontinuierlichen Anstieg der Frauenerwerbstätigkeit in Europa, wodurch sich die Notwendigkeit der Umverteilung der – zuvor hauptsächlich von Frauen verrichteten – Arbeit in der Familie ergeben hat. Zum anderen bezeichnet der Begriff einen Paradigmenwechsel auf politischer Ebene. Um den Folgen des demografischen Wandels entgegenwirken zu können, hat die Förderung der Erwerbstätigkeit von Frauen inzwischen hohe Bedeutung auf der Agenda der Europäischen Union und ihrer Mitgliedstaaten erlangt. Ebenso ist die Steigerung der Geburtenrate wichtiger geworden. Beide Ziele versuchen die Regierungen durch eine Verbesserung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu erreichen, wobei die Suche nach geeigneten und die Erprobung von ergriffenen Maßnahmen noch andauert.

Während im Mainstream der sozialwissenschaftlichen Debatte die Frage dominiert, in welcher Form Staat und Markt die Familie dafür in ihren Funktionen unterstützen können, ist in der geschlechtersensiblen Wohlfahrtsstaatsforschung die Forderung aufgenommen, Anreize dafür zu schaffen, dass Mütter auch innerhalb der Familie durch eine partnerschaftlichere Arbeitsteilung entlastet werden.¹⁷ Nancy Fraser ging sogar so weit, Wohlfahrtsstaaten danach zu klassifizieren, inwieweit sie in der Lage sind, Väter zur Übernahme unbezahlter Familientätigkeiten

zu bewegen.¹⁸ Als ausschlaggebende Gründe für diese Zielsetzung dominieren hier allerdings nicht volkswirtschaftliche Überlegungen zur Bekämpfung des demografischen Wandels, sondern die Minimierung der Nachteile, die sich für Frauen aus der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ergeben. Verschiedene Politikbereiche sind in der geschlechtersensiblen Wohlfahrtsstaatsforschung seither daran gemessen worden, ob ihre Ausgestaltung zu mehr Gerechtigkeit in der Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern beiträgt. In Bezug auf Elternurlaubsregelungen ist dabei festgestellt worden, dass häufig Frauen den Elternurlaub in Anspruch nehmen, da sie meist weniger Geld verdienen als ihre Partner, deren Einkommen infolgedessen weniger entbehrlich ist. Des Weiteren gefährden zu lange „Urlaubszeiten“ die Arbeitsmarktanbindung von Frauen und damit ihre eigenständige Absicherung.¹⁹ Gefordert werden deshalb als Vergütung ein Lohnersatz, eine nicht zu lange Dauer des Urlaubs, unterstützende Infrastruktur und zusätzliche Anreize für eine Inanspruchnahme durch Männer.²⁰

Mutterschaftsurlaubsgeld, Erziehungsgeld, Elterngeld

Vor dem Hintergrund der bisherigen Analyse der Beziehung zwischen Wohlfahrtsstaaten und Vätern soll nun anhand der Vergütung von Erziehungsurlaubszeiten betrachtet werden, wie die deutsche Vereinbarkeitspolitik in den vergangenen 30 Jahren an Väter herantrat.

1979 wurde von der sozialliberalen Koalition unter Bundeskanzler Helmut Schmidt (1974–1982) ein Anspruch auf bezahlten Mutterschaftsurlaub von vier Monaten im Anschluss an die Mutterschutzfrist eingeführt. Zuvor erwerbstätige Mütter erhielten für diesen Zeitraum vom Staat ein lohnabhängi-

¹⁵ Vgl. Ilona Ostner/Jane Lewis, Geschlechterpolitik zwischen europäischer und nationalstaatlicher Regelung, in: Stephan Leibfried/Paul Pierson (Hrsg.), Standort Europa. Europäische Sozialpolitik, Frankfurt/M. 1998.

¹⁶ Vgl. Sigrid Leitner/Ilona Ostner/Margit Schratzenstaller (Hrsg.), Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell?, Wiesbaden 2004.

¹⁷ Vgl. für den Mainstream z.B. Gøsta Esping-Andersen, *Social Foundations of Postindustrial Economies*, Oxford 1999.

¹⁸ Vgl. Nancy Fraser, Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats, Frankfurt/M. 2001.

¹⁹ Vgl. Kimberly Morgan/Kathrin Zippel, The Origins and Effects of Care Leave Policies in Western Europe, in: *Social Politics*, (2003) 1, S. 49–85.

²⁰ Vgl. Janet Gornick/Marcia Meyers, Institutions that Support Gender Equality in Parenthood and Employment, in: dies. (eds.), *Gender Equality. Transforming Family Divisions of Labor*, London–New York 2009.

ges Mutterschaftsurlaubsgeld von maximal 750 DM monatlich. Sie blieben beitragsfreie Mitglieder der Kranken-, Renten-, Unfall- und Arbeitslosenversicherung, denn das Arbeitsverhältnis galt als nicht unterbrochen.⁹ Das *Mutterschaftsurlaubsgeld* stellte die erste staatliche finanzielle Leistung dar, die temporär vom Erwerbszwang befreien und dadurch die Betreuung eines kleinen Kindes ermöglichen sollte. Sie war für Frauen insofern zu begrüßen, als dass sie eine eigenständige, durch Erwerbsarbeit erworbene Absicherung im Falle einer Geburt und des damit verbundenen Arbeitsausfalls vorsah. In Bezug auf die Frage, welche Rolle Vätern in dieser vereinbarkeitspolitischen Maßnahme zugesprochen wurde, bleibt jedoch ein bescheidenes Fazit: Sie waren nicht anspruchsberechtigt und wurden somit von diesem Gesetz noch nicht als potenzielle Betreuer ihrer Kleinkinder berücksichtigt.

Im Jahr 1986 ersetzte die Regierungskoalition aus Union und FDP unter Bundeskanzler Helmut Kohl (1982–1998) das Mutterschaftsurlaubsgeld durch das *Erziehungsgeld*. Formal waren dafür nun beide Elternteile anspruchsberechtigt. Als weiterer Unterschied zum Mutterschaftsurlaubsgeld war für den Erhalt des Erziehungsgeldes kein bestehendes Arbeitsverhältnis mehr Voraussetzung, das heißt, auch Hausfrauen konnten es beantragen. Das Erziehungsgeld stellte zudem keine Lohnersatzleistung dar, sondern betrug pauschal 600 DM monatlich und wurde bis zum zehnten Lebensmonat des Kindes gezahlt. Bis zum sechsten Lebensmonat hatten die Bezieher einkommensunabhängig ein Recht auf ungeminderte Leistungen, danach galten dafür Einkommensgrenzen.¹⁰ Die formelle Offenheit und Geschlechtsneutralität des Erziehungsgeldes entpuppt sich jedoch rasch als nebensächlich, wenn bedacht wird, dass 600 DM im Monat schon 1986 nicht ausreichten, um ein volles Gehalt zu ersetzen oder den Lebensunterhalt zu bestreiten, erst recht nicht für eine Familie. Es war von daher in der Praxis

das meist kleinere, wenn überhaupt vorhandene Einkommen der Frau, welches zugunsten des Erziehungsgeldbezuges geopfert wurde. Schon Rita Süßmuth, die Nachfolgerin von Familienminister Heiner Geißler, unter dessen Leitung das Erziehungsgeld erarbeitet worden war, räumte kurz nach der Einführung ein: „Für 600 DM bleibt kein Mann zu Hause.“¹¹ Insofern waren Väter nur augenscheinlich Zielgruppe dieser Leistung. Die geringe Höhe des Erziehungsgeldes verhinderte in den meisten Fällen ihre Inanspruchnahme.

2007 wurde von der Großen Koalition unter Bundeskanzlerin Angela Merkel (2005–2009) von der Familienministerin Ursula von der Leyen das *Elterngeld* eingeführt, welches das Erziehungsgeld ablöste. Zu den wesentlichen Unterschieden zählt, dass es sich bei dem Elterngeld um eine Lohnersatzleistung handelt, die 67 Prozent des vorherigen Nettoehaltes ersetzt. Das bietet auch Familienernährern die Möglichkeit, ihre Berufstätigkeit zugunsten der Kinderbetreuung zu unterbrechen. Zwei nicht übertragbare Partnermonate bieten dazu einen zusätzlichen Anreiz. Die Bezugsdauer wurde von zuletzt 24 Monaten beim Erziehungsgeld auf maximal 14 Monate verkürzt, wodurch eine rasche Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit nach der Geburt eines Kindes begünstigt wird. Das Elterngeld zielt demnach nicht nur rhetorisch, sondern auch mit finanziellen Mitteln darauf ab, Väter zur Übernahme von Betreuungsarbeit innerhalb der Familie zu bewegen und die Arbeitsmarktanbindung von Frauen zu stärken.

Innerhalb von knapp 30 Jahren hat sich demnach bei der Gestaltung dieses Zweiges der bundesdeutschen Familienpolitik die Haltung gegenüber Vätern von Ausgrenzung über scheinbare Integration hin zu gezielter Ansprache gewandelt. Im Folgenden wollen wir untersuchen, warum es so kam.

Diskursanalyse

Zwischenzeitlich wurde in der geschlechter-sensiblen Wohlfahrtsstaatsforschung die zuvor so einmütig unterstellte Einflussmöglichkeit

⁹ Für weitere Details zum Mutterschaftsurlaubsgesetz vgl. Irene Gerlach, Familienpolitik, Wiesbaden 2010².

¹⁰ Die Einkommensgrenzen für das Erziehungsgeld wurden in den folgenden Jahren mehrfach gesenkt und die Bezugsdauer verlängert. Bei der Reform von 2001 wurde zudem neben weiteren Neuerungen die Möglichkeit der budgetierten Auszahlung eingeführt. Für einen Überblick vgl. I. Gerlach (Anm. 9).

¹¹ Zit. nach: Gunhild Gutschmidt, Letztlich ein „Männerförderungsprogramm“. Die Auswirkungen von Erziehungsgeld und Erziehungsurlaub, in: Frankfurter Rundschau vom 9.1.1993, S. 24.

staatlicher Politik auf gelebte Geschlechterrollen in Frage gestellt. Stattdessen wurde die Bedeutung kultureller Leitbilder für die Prägung von Geschlechtsidentitäten hervorgehoben.¹² Inzwischen sind beide Größen als Einflussfaktoren anerkannt, ebenso wie zahlreiche andere Variablen wie die Persönlichkeit, die familiäre und soziale Situation, die Arbeitswelt und andere mehr.¹³ Als Folge der Beschäftigung mit kulturellen Leitbildern sind jedoch Verfahren erprobt worden, die zurückverfolgen, wie solche Leitbilder entstehen und sich verändern. Dabei werden Diskurse als zentrale Phänomene verstanden.

Den Feststellungen des französischen Sprachphilosophen Michel Foucault zufolge handelt es sich bei einem Diskurs um gängige Vorstellungen und Aussagen zu einem Thema, die dessen Wahrnehmung und weiterführende Gestaltung prägen können.¹⁴ Die Philosophin Judith Butler bezog diese Annahme auf die Herausbildung von Geschlechtsidentitäten. Demnach tragen die verbreiteten Vorstellungen über die Wesensmerkmale von Frauen und Männern dazu bei, dass wir uns in unseren Biografien danach richten und sie erfüllen.¹⁵ Beide betonten bereits, dass Diskurse mit Macht verbunden sind, da sie die Realität beeinflussen können. Der Soziologe Pierre Bourdieu übertrug diesen Zusammenhang explizit auf Politik und verstand diese als Kampf um die Deutungshoheit sozialer Wirklichkeit: Wer bestimmte Entscheidungen hervorrufen und beeinflussen will, muss sie überzeugend rechtfertigen können, greift also dabei auf den gängigen Diskurs zurück und prägt ihn wiederum.¹⁶ Die Methode der Diskursanalyse identifiziert und analysiert solche Prozesse, insbesondere Rechtfertigungen, im Nachhinein, um herauszufinden, in

welchem Sinne und warum Entscheidungen getroffen wurden. In unserem Fall soll anhand einer Diskursanalyse nachvollzogen werden, welches die Gründe für den Bedeutungszuwachs der Väter innerhalb der Familienpolitik waren.

Das 1979 eingeführte *Mutterschaftsurlaubsgeld* wurde im Gesetzentwurf damit begründet, dass Frauen Zeit haben sollten, sich in den ersten Monaten ganz und gar ihrem Kind zu widmen, damit es beste Entwicklungschancen habe. Hier verband sich die Begründung durch das Kindeswohl eng mit dem Mutterschutz. Die Debatte war hauptsächlich auf Mütter zentriert, aktive Vaterschaft war im politischen Diskurs hingegen eher eine abstrakte Idee und galt nicht wirklich als realisierbare Möglichkeit. Zudem wurde das Mutterschaftsurlaubsgeld im Rahmen eines Konjunkturprogramms eingeführt und sollte eigentlich der Entlastung des Arbeitsmarktes dienen, indem die durch die Auszeit der Mütter frei werdenden Arbeitsplätze mit Arbeitssuchenden besetzt werden sollten.¹⁷

Als Zielsetzung des 1986 eingeführten *Erziehungsgeldes* wurde hingegen die gesellschaftliche Anerkennung häuslicher Betreuungs- und Erziehungsarbeit betont. Zudem sollte es eine finanzielle Möglichkeit für den Berufsausstieg bieten und auf diese Weise Wahlfreiheit und Vereinbarkeit von Beruf und Familie ermöglichen. Eine konstante elterliche Betreuung wurde weiterhin als unerlässlich für das Wohl des Kindes erachtet. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau sollte durch die geschlechtsneutrale Anspruchsberechtigung gestärkt werden.¹⁸ Elisabeth Beck-Gernsheim entschlüsselte jedoch bereits 1984 in ihrer diskursanalytischen Betrachtung, dass in den vorgelagerten Diskussionen „Berufstätigkeit“ nicht nur als erstrebenswert, sondern auch als Korsett für Frauen verstanden wurde. „Wahlfreiheit“ bezeichnete nicht die Wahlmöglichkeit zwischen Beruf und Familie, sondern die Freiheit vom Erwerbszwang. „Emanzipation“ wurde somit nicht mit Berufstätigkeit assoziiert,

¹² Vgl. Birgit Pfau-Effinger, *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*, Opladen 2000.

¹³ All diese Faktoren werden durch den analytischen Begriff der „Gender Regime“ berücksichtigt. Vgl. Teresa Kulawik, *Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterregime im internationalen Vergleich*, in: *gender... politik...online*, Januar 2005, online: <http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/kulawik/kulawik.pdf> (1.9.2012).

¹⁴ Vgl. Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Band I, Frankfurt/M. 1983 (zuerst 1976).

¹⁵ Vgl. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991.

¹⁶ Vgl. Achim Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt/M.–New York 2008.

¹⁷ Vgl. Wiebke Kolbe, *Elternschaft im Wohlfahrtsstaat. Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich 1945–2002*, Frankfurt/M. 2002.

¹⁸ Vgl. Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen, *Erziehungsgeld, Erziehungsurlaub und Anrechnung von Erziehungszeiten in der Rentenversicherung*, Bonn 1989.

sondern mit der Möglichkeit, sich für Familienarbeit entscheiden zu können. Aus dieser Rhetorik sprach ebenso wie aus der Ausgestaltung des Erziehungsgeldes die Vorstellung, dass primär Frauen für die Betreuung und Erziehung von Kindern zuständig seien, dass ihnen dies ermöglicht werden sollte und sie dafür belohnt werden sollten. Vereinbarkeit von Beruf und Familie war demnach nicht nur als Auswirkung des Gesetzes, sondern auch im Diskurs um seine Schaffung ein Frauenproblem. Zudem stand als hintergründige Zielsetzung hinter dem Erziehungsgeld ebenso wie bei dem Mutterschaftsurlaubsgeld die Entlastung des Arbeitsmarktes durch den Abzug der „Reservearmee“ der Frauen.¹⁹ So kann der damalige Arbeitsminister Norbert Blüm mit den Worten zitiert werden „Der Erziehungsurlaub schafft Arbeitsplätze!“²⁰

Schon vor der Einführung des *Elterngeldes* 2007 hatte sich diese Gesinnung unter den Politikerinnen und Politikern grundlegend geändert. Wie in den Sozialwissenschaften in Verbindung mit dem Schlagwort der *Adult-worker*-Norm festgestellt, hat der Kampf gegen den demografischen Wandel die Prioritäten gravierend verschoben. Im Zuge der „Nachhaltigen Familienpolitik“ unter der rot-grünen Regierung Gerhard Schröders (1998–2005) mit Familienministerin Renate Schmidt (ab 2002) wurde zum einen eine Stärkung der Frauenerwerbstätigkeit als Möglichkeit der Arbeitskräftesicherung in Zeiten des Fachkräftemangels ausdrücklich gewünscht, zum anderen wurde das Elterngeld gerade im Zeitraum seiner Erarbeitung als Mittel zur Geburtensteigerung ersonnen und angepriesen. Dies geht nicht nur aus den volkswirtschaftlichen Gutachten hervor, die es vorgeschlagen haben.²¹ Im Koalitionsvertrag der 2005 folgenden Großen Koalition wurde das Elterngeld als Teil der Familienförderung mit der Rechtfertigung angekündigt: „In Deutschland werden zu wenig Kinder geboren. Wir wollen mehr Kinder in den Familien und mehr Kin-

der in der Gesellschaft“.²² Hintergrund dieser Begründung war die in den Gutachten formulierte Annahme, dass berufstätige Paare aufgrund der anfallenden Kosten in Bezug auf ihre Karriere und ihren Lebensstandard die Familiengründung meiden würden und ihnen deshalb diese sogenannten Opportunitätskosten erstattet werden müssten, um „generative“ Impulse zu setzen.

Die anfänglich stark auf Geburtenerhöhung zielende Argumentation zur Einführung des Elterngeldes wurde erst im Laufe der parlamentarischen Beratungen abgelöst von der Begründung mit einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung und einer Verschiebung der Rollenverständnisse. Innerhalb der Unionsfraktion blieb jedoch die damalige Familienministerin Ursula von der Leyen auch im Gesetzgebungsprozess die einzige, die einen Ausgleich der Geschlechterrollen als Zielsetzung explizit ansprach. Andere Abgeordnete ihrer Partei unterschlugen diesen Aspekt in ihrer Argumentation entweder oder lehnten die staatliche Unterstützung aktiver Vaterschaft als Eingriff in die Privatsphäre der Familie offen ab.²³ Rückblickend lässt sich folglich festhalten, dass die Unterstützung aktiver Vaterschaft im Rahmen der „Nachhaltigen Familienpolitik“ eher als Nebenprodukt auf die politische Agenda gerückt ist, und zwar ursprünglich, um die Geburtenrate zu steigern, und nicht in erster Linie, um Gerechtigkeit in der Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern herzustellen.

Reaktion der Väter

Wie reagierten die Väter in Deutschland darauf, dass sie von der Familienpolitik zunehmend dabei unterstützt und von ihr auch dazu angehalten wurden, sich aktiv am Familienleben zu beteiligen? Rückschluss auf diese Frage bietet zum einen der Umfang, in dem sie von den ihnen zur Verfügung stehenden vereinbarkeitspolitischen Maßnahmen

¹⁹ Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, Frauen zurück in die Familie? Eine Diskussion der Leitlinien aktueller Familienpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, in: WSI-Mitteilungen, (1984) 1, S. 23–32.

²⁰ Zit. nach: G. Gutschmidt (Anm. 11).

²¹ Vgl. z. B. Bert Rürup/Sandra Gruescu, Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Berlin 2003.

²² Gemeinsam für Deutschland. Mit Mut und Menschlichkeit. Koalitionsvertrag von CDU, CSU und SPD, 11.11.2005, S. 17, online: www.cdcsu.de/upload/koavertrag0509.pdf (1.9.2012).

²³ Für Details zur Diskursanalyse der politischen und parlamentarischen Debatten um die Einführung des Elterngeldes vgl. Alexandra Baronsky, Väter als Zielgruppe der Familienpolitik – Das Beispiel Vereinbarkeitspolitik, unveröff. Ms., Münster 2011.

Gebrauch gemacht haben. Während in den 20 Jahren, in denen das Erziehungsgeld in Kraft war, maximal 4,6 Prozent der Antragsteller männlich waren, stieg ihr Anteil beim Elterngeld seit seiner Einführung im Jahr 2007 von 7,5 Prozent auf aktuell 25,3 Prozent an. Inzwischen beteiligt sich demnach jeder vierte Vater an der Maßnahme.¹²⁴

Zum anderen gab es in den zurückliegenden Jahrzehnten immer wieder Einstellungsbefragungen, welche die Haltungen von Männern zu ihrer Geschlechterrolle und zu Vaterschaft erhoben haben. Während sich bei der ersten großen Einstellungsbefragung deutscher Männer durch Helge Pross im Jahr 1978 noch ein Großteil der Befragten hauptsächlich als „Ernährer“ verstand, waren es bei einer Befragung im Auftrag des Familienministeriums im Jahr 2009 zum Beispiel nur noch 38 Prozent, die dieses Rollenverständnis äußerten. 46 Prozent der befragten Männer unter 45 Jahren sahen sich aktuell oder in Zukunft hingegen eher als „aktive Erzieher“.¹²⁵

Väter als Zielgruppe der deutschen Familienpolitik – eine Bilanz

Der Vergleich der vereinbarkeitspolitischen Instrumente des Mutterschaftsurlaubsgeldes, des Erziehungs- und des Elterngeldes verdeutlicht, dass sich die Haltung in der deutschen Familienpolitik gegenüber Vätern in ihrer Eigenschaft als Betreuer und Erzieher von Kindern grundlegend gewandelt hat. Waren sie im Falle des Mutterschaftsurlaubsgeldes noch von der Maßnahme ausgeschlossen, wurden sie beim Erziehungsgeld zwar formal einbezogen, jedoch durch die finanzielle Ausgestaltung des Gesetzes nicht wirklich bei aktiver Vaterschaft unterstützt. Anders im Falle

des Elterngeldes: Hier wird ihnen durch den Lohnersatz die Auszeit vom Beruf nicht nur ermöglicht, die Partnermonate bieten ihnen zusätzlich einen handfesten Anreiz dafür.

Die Diskursanalyse hat gezeigt, dass die frühere Zurückhaltung der Familienpolitik gegenüber Vätern daran lag, dass Kinderbetreuung beinahe ausschließlich als Frauensache empfunden wurde und dass kein Interesse daran bestand, Frauen zur Erwerbstätigkeit zu ermuntern. Das änderte sich grundlegend im Zuge der „Nachhaltigen Familienpolitik“ ab Anfang des neuen Jahrtausends. Um mit den Folgen des demografischen Wandels umgehen zu können, ist seither sowohl eine Stärkung der Frauenerwerbstätigkeit als auch eine Steigerung der Geburtenrate erwünscht. Eine partnerschaftliche Arbeitsteilung im familiären Bereich gilt als strategisch wichtiger Baustein, um beide Ziele erreichen zu können. Folglich wurde die Unterstützung aktiver Vaterschaft auf politischer Ebene nicht aus normativen Gründen im Sinne einer Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern geboren, wie in der geschlechtersensiblen Wohlfahrtsstaatsforschung gefordert, sondern aus den genannten volkswirtschaftlichen Gründen. Ungeachtet dessen haben Maßnahmen wie das Elterngeld eine Entwicklung hin zu einer partnerschaftlicheren Arbeitsteilung innerhalb der Familien angestoßen und wurden im Nachhinein auch so gerechtfertigt.

Ihre Wirksamkeit ist an der Reaktion der Väter erkennbar, die den Gesinnungswandel in der Politik grundsätzlich widerspiegelt. Das ist sowohl anhand der Einstellungsbefragungen ersichtlich, als auch an der steigenden Inanspruchnahme des Elterngeldes. Dieser Befund bestärkt den Kenntnisstand in der geschlechtersensiblen Wohlfahrtsstaatsforschung, wonach staatliche Politik einen Einfluss auf die gelebten Rollenbilder ausübt. Eine solche Feststellung schließt jedoch keinesfalls die Wirkung kultureller Leitbilder aus, die ihrerseits unter anderem von politischen Maßnahmen geprägt werden und diese wiederum prägen. Zudem wird dadurch auch nicht die Bedeutung anderer Faktoren wie der Persönlichkeit des Vaters, des familiären und sozialen Umfeldes sowie seiner Bildung und der Situation am Arbeitsplatz in Frage gestellt.

¹²⁴ Vgl. BMFSFJ (Hrsg.), Familienreport 2010. Leistungen, Wirkungen, Trends, Berlin 2010; Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung vom 27.6.2012 – 221/12. Elterngeld: Erwerbstätigkeit von Frauen führt zu höherer Väterbeteiligung, online: www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2012/Elterngeld/pm_elterngeld_PDF.pdf?__blob=publicationFile (1.9.2012).

¹²⁵ Vgl. Helge Pross, Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau, Hamburg 1978; BMFSFJ (Hrsg.), Einstellungen und Lebensbedingungen von Familien 2009. Monitor Familienforschung, Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, Berlin 2009.

(Nicht) Vater werden und (nicht) Vater sein heute

In dem vorliegenden Beitrag möchte ich zentrale Thesen aus dem Forschungsprojekt „Warum werden manche Männer Väter, andere nicht? Bedingungen

Diana Baumgarten

Dr. des., geb. 1976; Soziologin mit Schwerpunkt auf Familie und Vätern, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel, Steinengraben 5, CH-4051 Basel/Schweiz. d.baumgarten@unibas.ch

von Vaterschaft heute“¹ mit Ergebnissen aus meinem Dissertationsprojekt² zum Thema Vater-Kind-Beziehungen miteinander verbinden. Das Ziel dabei ist, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter

denen Väterlichkeit³ heute stattfindet, und die damit im Zusammenhang stehenden normativen Ansprüche an Männer als Väter zu umreißen.

Lange Zeit konzentrierte sich die sozialwissenschaftliche Forschung zu Familiengründung, zu Ursachen von Kinderlosigkeit und zu Fragen rund um den Kinderwunsch, aber auch zu familiären Beziehungen ausschließlich auf Frauen, sprich Mütter. Männer, beziehungsweise Väter, werden in diesen Zusammenhängen erst in den vergangenen Jahren untersucht.⁴ Gleichwohl wird dabei oft Mutterschaft als Orientierungspunkt für Väterlichkeit genutzt, wodurch die tägliche und emotionale Praxis von Vätern weniger als etwas Eigenständiges, sondern vielmehr als eine Art Ko-Elternschaft betrachtet wird. Während Müttern eine „natürliche“ und damit umfassende Kompetenz zugeschrieben wird, die Bedürfnisse von Kindern erkennen und befriedigen zu können, werden Väter als defizitärer Mutterersatz betrachtet. Daran zeigt sich, dass diese Themenfelder nicht nur im Alltagsbewusstsein, sondern auch in der Wissenschaft primär in den Kontext von „Weiblichkeit“ gebracht und in diesem verstanden werden. Somit erscheint es mehr als angebracht, die Bedeutung von „Männlichkeit“ stärker in den

Fokus zu nehmen und dabei die Familien- und die Geschlechterforschung möglichst miteinander zu verbinden. Denn während das Erkenntnisinteresse der Geschlechterbeziehungsweise Männlichkeitsforschung auf die Konstruktion von Männlichkeit sowie die Entwicklung einer männlichen Identität zielt, ist die Verknüpfung mit Väterlichkeit in diesem Forschungszweig noch wenig untersucht. Umgekehrt wird der Bedeutung von „Männlichkeit“ in der Familien- und Väterforschung bisher noch wenig Beachtung geschenkt.

Nicht zuletzt daran zeigt sich auch, dass Vaterschaft stets doppelt verschränkt ist: einerseits mit den vorherrschenden normativen Vorstellungen und Praxen von Mutterschaft, andererseits mit den Normen von Männlichkeit.⁵ Die Schwierigkeit besteht nun in der Unklarheit darüber, wie Männer eigentlich Väter sein sollen beziehungsweise was Väterlichkeit genau beinhaltet;⁶ hat sich doch gezeigt, dass Vorstellungen von Väterlichkeit nicht immer mit Vor-

¹ Das Projekt wurde durch den Schweizer Nationalfond finanziert (Laufzeit 2007–2010) und am Zentrum Gender Studies der Universität Basel unter der Leitung von Prof. Dr. Andrea Maihofer realisiert. Neben der Autorin gehörten Dipl.-Soz. Karsten Kassner und Dr. des. Nina Wehner zur Projektgruppe. Die hier vorgestellten Erkenntnisse sind das Produkt unserer gemeinsamen Arbeit am Thema, vgl. online: <http://genderstudies.unibas.ch/forschung/forschungsprojekte/vaterschaft-heute> (1.9.2012).

² Vgl. Diana Baumgarten, „Ich find's grundsätzlich eine gute Beziehung“ – Eine qualitative Untersuchung der Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung zueinander, unveröff. Diss., Philosophisch-Historische Fakultät, Universität Basel 2011.

³ Ich verwende diesen Begriff als Bezeichnung väterlichen Tuns, welches die alltägliche physische wie emotionale Fürsorge von Vätern meint. Demgegenüber bezeichnet „Vaterschaft“ die sozialen und rechtlichen Verantwortlichkeiten, die an die spezifische Position als Vater gebunden sind. Vgl. Sylka Scholz, Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer, Münster 2004; Anja Wolde, Väter im Aufbruch. Deutungsmuster von Väterlichkeit und Männlichkeit im Kontext von Väterinitiativen, Wiesbaden 2007; Günter Burkart, Das modernisierte Patriarchat. Neue Väter und alte Probleme, in: Westend. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, (2007) 1, S. 82–91.

⁴ Siehe hierzu auch den Beitrag von Lothar Böhnisch in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

⁵ Vgl. Nancy E. Dowd, Redefining Fatherhood, New York–London 2000.

⁶ Vgl. Stuart C. Aitken, The Awkward Spaces of Fathering, in: Bettina van Hoven/Kathrin Hörschelmann (eds.), Spaces of Masculinities, London–New York 2005, S. 222–235.

stellungen von Männlichkeit übereinstimmen.⁷ Die Frage, ob beides immer in Einklang gebracht werden muss oder unverbunden nebeneinander stehen bleiben kann, ist derzeit eine der meist diskutierten in der Väterforschung.

Familiengründung und Kinderwunsch bei Männern

Wer sich anschaut, wie Männer Väter werden, sieht, dass der Prozess einer Familiengründung auch für Männer durchaus komplex ist. Entgegen der landläufigen Meinung werden sie keineswegs „einfach so“ Vater. Vielmehr spielen individuell ganz unterschiedliche Ausgangsbedingungen eine Rolle bei der Frage, ob man(n) Vater werden will oder nicht. Neben den biografischen Erfahrungen in der Herkunftsfamilie sind das jeweilige Lebensalter und die aktuelle Lebensphase inklusive der damit einhergehenden sozioökonomischen Situation von zentraler Bedeutung. Wie sich gezeigt hat, sind daneben aber auch die Vorstellungen und Praxen von Männlichkeit und Väterlichkeit, über die jeder Mann verfügt, wichtige Faktoren. Eine entscheidende Voraussetzung für Vaterschaft/Väterlichkeit besteht letztlich darin, „parat zu werden“;⁸ sprich, eine Bereitschaft herzustellen, sich auf das Vaterwerden einzulassen. Dass man(n) sich hierfür einerseits mit den eigenen Erwartungen, Ängsten, Unsicherheiten, Hoffnungen und Wünschen, andererseits mit den Bildern und Vorstellungen vom Vatersein auseinandersetzen muss, macht die Sache nicht einfacher. Und auch wenn dieser Prozess in vielen Fällen eher unbewusst abläuft, steht am Ende die Entscheidung für oder gegen ein Kind. Männer, die ungewollt Vater werden, stehen vor der Herausforderung, sich nachträglich „parat zu machen“.

Bei der Analyse des Kinderwunsches hat sich anhand des empirischen Materials⁹ ge-

zeigt, dass interessanterweise zwischen einem eigenständigen Kinderwunsch und dem Wunsch nach einer Familie unterschieden werden muss. Es gibt also Männer, die zwar keinen genuinen Kinderwunsch haben, sich sehr wohl aber eine Familie wünschen. Dieser „Familienwunsch“ zielt mehr auf die Lebensform Familie, unter der Frau und Kinder dann subsumiert werden. In diesem Bild kommt den Männern dabei der Status des Familienvaters zu. Damit einher geht eine eher als theoretisch-abstrakt zu bezeichnende Vorstellung der Vater-Kind-Beziehung, in der das väterliche Engagement vorwiegend situativ ist und sich auf außeralltägliche Aktivitäten stützt.

Bei Männern, bei denen im Sinne des Wortes von einem Kinderwunsch gesprochen werden kann, zeigt sich, dass dieser eigenständig – also unabhängig von einer Partnerin – und intrinsisch motiviert ist. Die Vorstellung von der Vater-Kind-Beziehung zeichnet sich durch eine Bilateralität aus, in der das Kind als individuelles Gegenüber gemeint ist. Diese Väter stellen die Beziehung zu ihrem Kind entweder über alltägliche (und damit wiederkehrende) oder außeralltägliche (gleichwohl aber regelmäßig stattfindende) Momente der Zweisamkeit her. Das heißt, je klarer der Kinderwunsch eines Mannes ist, desto engagierter setzt er sich für die (Herstellung der) Vater-Kind-Beziehung ein.

Doch weder ein vorhandener Familienwunsch noch ein Kinderwunsch führt automatisch zu einer Familiengründung. Auffällig ist jedoch, wie viel einfacher eine solche verläuft, wenn auf Seiten des Mannes ein originärer Wunsch der einen oder anderen Spielart vorhanden ist. In den Fällen, in denen beides nicht zutrifft, verlaufen die Familiengründungsprozesse zumeist schwieriger und konfliktreicher.

Heutiges Ideal des guten Vaters

Wenn Männer sich nicht bereits in der Phase des Paratwerdens mit dem aktuellen Väterideal auseinandersetzen (müssen), so doch spätestens ab dem Zeitpunkt, an dem sie Vater geworden sind. In der Diskussion um heutige Väter taucht häufig der Begriff „neue Väter“ auf. Das Attribut „neu“ rekurriert dabei auf eine „alte“ Form von Väterlichkeit, von der sich eine neue überhaupt erst abzeichnen

⁷ Vgl. A. Wolde (Anm. 3).

⁸ Vgl. Diana Baumgarten/Karsten Kassner/Nina Wehner, Vater werden ist nicht schwer ..., in: Uni Nova. Wissenschaftsmagazin der Universität Basel, (2008) 110, S. 9–11; Diana Baumgarten et al., Warum werden manche Männer, andere nicht? Männlichkeit und Kinderwunsch, in: Heinz Walter/Andreas Eickhorst (Hrsg.), Das Väter-Handbuch. Theorie, Forschung, Praxis, Gießen 2012, S. 415–443.

⁹ Grundlage der vorgestellten Erkenntnisse sind insgesamt 68 qualitative Interviews mit Vätern und kinderlosen Männern im Alter von 21 bis 68 Jahren.

kann. In dieser als „neu“ bezeichneten Form wird der Vater als liebevoll, antiautoritär und in das Familienleben integriert beschrieben.¹⁰ Doch wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die im Ideal des „neuen Vaters“ konstatierten Veränderungen jedoch vor allem auf der Ebene von Einstellungen zu Väterlichkeit, weniger auf der Ebene der individuellen Alltagspraxis zu finden sind. Das heißt, die Aussage, ein „neuer“ und engagierter Vater sein zu wollen, muss keineswegs ein familiäre Aufgabenteilung nach sich ziehen, in der der Vater zu gleichen Teilen Betreuungsaufgaben wahrnimmt wie die Mutter.¹¹ Was aber wird dann unter „neuer Vater“ verstanden?

Wesentlich für das heutige Idealbild des Vaters ist, dass die alte Form von Väterlichkeit mit der Figur des „abwesenden Ernährers“ – oft auch in deutlicher Abgrenzung vom eigenen Vater – abgelehnt wird. Dies ist, wie gesagt, sogar dann der Fall, wenn die Aufgabenteilung des Paares der traditionellen Form (der Mann als der Ernährer, die Frau als die Hauptverantwortliche für Familie und Haushalt) entspricht. Daran zeigt sich, dass sich das Ideal des „guten“ Vaters in den vergangenen Jahren durchaus gewandelt hat. Auch wenn sich das Arbeitsarrangement äußerlich nicht groß von dem der eigenen Eltern entfernt hat, haben heutige Väter andere Vorstellungen und damit andere Ansprüche an sich als Vater.

Ein erster wesentlicher Aspekt ist dabei die Zeit. Ein im heutigen Sinn „guter Vater“ ist einer, der Zeit mit seinen Kindern verbringt. Das heißt, obwohl viele der jetzigen Väter dies bei ihren eigenen Vätern anders erlebt haben, hinterfragen sie den einseitigen Lebensschwerpunkt „Berufsleben“ und äußern vermehrt den Wunsch, am Alltag und am Heranwach-

sen ihrer Kinder teilzuhaben.¹² Doch auch hier sind mit „Zeit verbringen“ nicht automatisch fürsorgliche Tätigkeiten beziehungsweise Aktivitäten mit dem Kind gemeint. Vielmehr kann darunter auch „einfach da sein“ im Sinne physischer Präsenz verstanden werden.

Der Wunsch nach Anwesenheit in der Familie verweist auf einen zweiten wichtigen Aspekt des heutigen Vaterideals: das Bedürfnis nach einer emotionalen Vater-Kind-Beziehung. Wesentlich hierfür ist die Fähigkeit der Väter, ihre Emotionen dem Kind gegenüber auch ausdrücken zu können. Interessanterweise verlieren eher traditionell männlich besetzte Werte wie Ordnung, Regeln, Autorität und Gehorsam an Bedeutung, wenn Väter sich ihren Kindern vermehrt liebevoll zuwenden.

Vater-Kind-Beziehung

Dass Zeit und Nähe wesentliche Bestandteile des Idealbildes eines „guten Vaters“ sind, scheint nicht von ungefähr zu kommen. Beides braucht es, damit eine Beziehung entstehen kann. Es ist von heute aus nicht leicht zu bestimmen, inwieweit das Verhältnis zwischen Vater und Kind immer schon dem Anspruch unterlag, in irgendeiner Form „gut“ zu sein.¹³ Geht man aber davon aus, dass Väter bislang vor allem in ihrer Funktion als Versorger und Ernährer der Familie beziehungsweise als „Assistent“ der Mutter wahrgenommen wurden, dann kann durchaus von einem Wandel des väterlichen Ideals gesprochen werden, wenn Väter heutzutage nicht mehr nur an ihrer Berufstätigkeit gemessen werden, sondern auch daran, ob sie eine gute Vater-Kind-Beziehung haben. Denn ganz unabhängig davon, wie vielfältig die Vorstellungen und die Gestaltungspraxen einer Vater-Kind-Beziehung sind, alle – in beiden Studien untersuchten Väter – teilen das Ideal einer guten Beziehung zwischen Vater und Kind.

¹⁰ Vgl. Esther Dermott, *Intimate Fatherhood. A sociological analysis*, London–New York 2008.

¹¹ Karsten Kassner schlägt daher vor, genauer zwischen „neuen“ und „aktiven“ Vätern zu unterscheiden. Soweit es sich vor allem um eine familienzentrierte Einstellung handelt, solle lediglich von „aktiver Vaterschaft“ gesprochen werden. Erst wenn die Männer für veränderte Formen von innerfamiliärer Arbeitsteilung und insbesondere für Abstriche bei der Berufsarbeit zugunsten der Familie bereit sind, solle von „neuen Vätern“ die Rede sein. Vgl. Karsten Kassner, *Männlichkeitskonstruktionen von „neuen Vätern“*, in: Nina Baur/Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*, Opladen 2008, S. 141–163, hier: S. 144.

¹² Vgl. Doris Palz/Harald Werneck/Martina Beham, *Einführung: Männer zwischen Familie und Beruf*, in: dies. (Hrsg.), *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf*, Gießen 2006, S. 13–27; Tanja Mühlhölting, *Wie verbringen Väter ihre Zeit? Männer zwischen „Zeitnot“ und „Qualitätszeit“*, in: dies./Harald Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*, Opladen–Farmington Hills, MI 2007, S. 115–160.

¹³ Vgl. Barbara Drinck, *Vatertheorien. Geschichte und Perspektiven*, Opladen 2005.

Gelingt es den Vätern, im Zusammensein mit dem Kind ihre je individuelle Vorstellung von einer Beziehung umzusetzen, dann beurteilen sie diese als „gut“. Das heißt, ein wichtiger Bestandteil des Ideals ist somit auch der Selbstanspruch, „Beziehungsarbeit“ leisten zu wollen – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlichen Schwerpunkten.¹⁴ Dass Väter um die Herstellung wie auch die Ausgestaltung ihres Verhältnisses zum Kind besorgt sind, ist ein weiteres deutliches Anzeichen für ein verändertes Ideal von Väterlichkeit. Mittlerweile hat auch die Forschung die große Bedeutung der Vater-Kind-Beziehung erkannt. Lange Zeit stand dort die Annahme im Vordergrund, dass aus mehr Engagement bei der Fürsorgearbeit bessere Beziehungen erwachsen. Inzwischen geht man aber davon aus, dass gute Beziehungen innerhalb des Familiengefüges vielmehr eine Voraussetzung für ein umfangreiches Engagement von Vätern an Haus- und Familienarbeit bilden.

Konflikt zwischen alten und neuen Idealen

Insgesamt zeigt sich an diesen Ausführungen die wachsende Bedeutung von Betreuung und Erziehung von Kindern als väterliche Aufgabe, und zwar einerseits als zunehmend individuelles Bedürfnis von Männern, andererseits als gesellschaftlicher Anspruch, der verstärkt an Männer adressiert wird. Fürsorglichkeit und Emotionalität werden immer wichtigere Bestandteile von Väterlichkeit und damit auch von Männlichkeit. Gleichzeitig sind sie auch der Grund für ein Spannungsfeld, in dem sich immer mehr Väter wiederfinden.

Denn noch immer stellt die Erwerbsarbeit einen zentralen Bezugspunkt für die Vorstellungen von Männlichkeit dar; das heißt, trotz der sich veränderten Haltung zum Bild des Alleinernährers und dem neuen Ideal, ein aktiver Beziehungspartner für sein Kind sein zu wollen, ist Erwerbsarbeit hauptidentitätsstiftend für Männer. Eine Lebensführung, die auf Berufsarbeit ausgerichtet ist, wird nicht nur gesellschaftlich gefordert, sondern von den meisten Männern auch selbst gewünscht.

¹⁴ Vgl. Diana Baumgarten, Väter von Teenagern. Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung, Opladen u. a. 2012 (i. E.).

Auch wenn sie jeweils noch nicht wissen, ob sie später tatsächlich einmal Kinder haben werden oder haben wollen, ist es für Männer wichtig, ausweisen zu können, dass sie im Zweifelsfall eine Familie ernähren können. Männer, die versuchen, eine Form von Väterlichkeit zu leben, die einer tradierten Geschlechternorm entgegensteht (geteilte Verantwortung für Familieneinkommen und Fürsorgearbeit), sehen sich oft großen strukturellen Widerständen ausgesetzt. Das vorherrschende und durchaus widersprüchliche Ideal lässt sich somit als „emotional involvierter, präsenter Ernährer-Vater“ umschreiben.¹⁵

Diese Gemengelage aus alten und neuen Normen und Praxen von Männlichkeit und Väterlichkeit stellt Männer beziehungsweise Väter vor neue Herausforderungen im Prozess der (Nicht-) Familiengründung. Der Wunsch, alt und neu auf produktive Weise zu vereinbaren, setzt viele unter Druck. Als Folge davon haben nun auch Männer zunehmend ein Vereinbarkeitsproblem. Doch anders als die meisten Frauen stehen sie nicht vor der Frage, wie sie Familie mit Beruf vereinbaren, sondern wie sie ihre (Vollzeit-) Berufstätigkeit mit ihren Vorstellungen von Familie und Väterlichkeit verbinden.

Männer, die gegenwärtig Vater sind oder werden, sehen sich mit der Aufgabe konfrontiert, ihr eigenes Vatersein zu konzipieren und zu leben, ohne auf ein klares Vorbild zurückgreifen und dieses gut erprobt übernehmen zu können. Dies bedingt Fähigkeiten wie beispielsweise Reflektions- und Kommunikationsvermögen, die nicht jedem Mann oder Vater selbstverständlich zur Verfügung stehen.¹⁶ Gleichzeitig verbirgt sich genau hier die Chance, Väterlichkeit in Zukunft stärker von der Engführung an Mutterschaft zu lösen und Vorstellungen von einer gleichberechtigten Erziehungs- und Fürsorgeverantwortung zu entwickeln, welche die Unterscheidung in einen wichtigen und weniger wichtigen Elternteil hinfällig macht.

¹⁵ Vgl. D. Baumgarten et al. (Anm. 8).

¹⁶ Vgl. Andrea Maihofer, Was wandelt sich im aktuellen Wandel der Familie?, in: Joachim Beerhorst/Alex Demirovic/Michael Guggemos (Hrsg.), Kritische Theorie im gesellschaftlichen Wandel, Frankfurt/M. 2004, S. 384–408.

Kurt Möller

Männlichkeit, Mannhaftigkeit und Mannbarkeit: Wie aus Jungen Männer werden

Für Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren sind und waren Jungs schon immer das Thema Nummer 1. Im Gegensatz dazu sind sie für die Sozialwissenschaften und die

Kurt Möller

Dr. phil., geb. 1954; Professor für Soziale Arbeit an der Hochschule Esslingen, Flandernstraße 101, 73732 Esslingen. kurt.moeller@hs-esslingen.de

professionelle Pädagogik erst in den vergangenen zehn bis 15 Jahren stärker in den Fokus gerückt. Während sich in den

1990er Jahren und zu Beginn der 2000er Jahre die Diskussion dabei vor allem auf jene Probleme konzentrierte, die (junge) Kerle *machen*, werden seit einigen Jahren in wachsendem Maße auch solche Aspekte kommunikativ salonfähig, die stärker auf die Probleme abheben, die Jungen *haben* – angeblich oder tatsächlich: Schwierigkeiten in der Schule, Benachteiligungen durch die fortschreitende Feminisierung des Betreuungswesens, gesundheitliche Beeinträchtigungen, Opferrollen im gesellschaftlichen Gewaltgeschehen oder Irritationen in der männlichen Identitätsbildung überhaupt. Die zunehmende Thematisierung von Jungen, Jungenrollen und Jungenleben ist nicht zufällig, sondern ein Indiz für die Menge an Klärungsbedarfen, die mit Blick auf das Aufwachsen des männlichen Teils der nachwachsenden Generation(en) gesehen werden.

Um diesen Bedarfen in einzelnen Fragen nachkommen zu können, sind einige grundlegende Klarstellungen zu den Charakteristiken von Jungesein und Mannwerdung unter den heutigen Bedingungen modernisierter Geschlechterverhältnisse notwendig. Diese versuche ich vorzunehmen, indem ich in einem ersten Schritt unter Hinweis auf die Spezifik des Jugendalters als bestimmte Lebensphase und unter einführender Verwendung der beiden Begriffe der „Mannhaftigkeit“ und „Mannbarkeit“ Dimensionen männlicher So-

zialisierung herausarbeite, in einem zweiten Schritt kurz mit zentralen Befunden der jugendbezogenen Sozialisationsforschung bekannt mache und abschließend in einem dritten Schritt einige Vorschläge für den Umgang mit Jungen und Jungenproblemen unterbreite.

Jungs – die unbekannten Wesen?

Jungen, vulgo: Jungs, sind Kinder und Jugendliche, die männlich sind. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass die Jugendphase soziologisch betrachtet durchaus nicht mit der Volljährigkeit enden muss. Status-, sozialisations- und entwicklungsbezogen können auch bei über 18-Jährigen Charakteristika vorliegen, die sie als Jugendliche kennzeichnen. Dies gilt dann, wenn sie noch in Entwicklungsaufgaben stecken, die der Lebensphase Jugend zugerechnet werden (zum Beispiel Ablösung vom Elternhaus, Aufbau einer beruflichen Perspektive, Entwicklung sexueller Identität).¹ Bekanntlich machen sich auch Jugendhilfe, Polizei und Rechtsprechung solche Vorstellungen von der erweiterten Jugendphase zu eigen, wenn sie Hilfeberechtigung (in der Jugendhilfe bis zum 27. Lebensjahr), Verdächtigungskategorisierung und Strafbemessung davon abhängig machen (bis 21-Jährige sind in der Kriminalstatistik „Heranwachsende“ und können unter das Jugendstrafrecht fallen).

Jungesein und Männlichkeit sind allerdings auch Angelegenheiten der Selbstdefinition, der Selbstdarstellung und der Zuschreibung. Insofern sind als Jungen auch diejenigen Kinder und Jugendlichen zu bezeichnen, die sich männlich fühlen, aber nicht unbedingt – wie etwa Intersexuelle und Transidentitäre – von ihrer Umwelt so wahrgenommen werden, oder diejenigen, die als männlich gelten, ohne dass sie dies dem Eigenempfinden nach sind. Die Eigendefinition als maskulin und die Attribuierung von Männlichkeit wiederum können von sehr unterschiedlichen Faktoren abhängig gemacht werden. Sie können etwa das Körperempfinden, das Aussehen, bestimmte Eigenschaften, unterstellte oder beobachtete

¹ Vgl. Robert J. Havighurst, *Developmental Tasks and Education*, New York 1948; Eva Dreher/Michael Dreher, *Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Bedeutung und Bewältigungskonzepte*, in: Detlef Liepmann/Arne Stikrud (Hrsg.), *Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz*, Göttingen u.a. 1985, S. 56–70.

Haltungen, Gefühlsbekundungen, spezifische Verhaltensweisen und anderes mehr betreffen.

Auch der Begriff „Männlichkeit“ an sich ist komplizierter als er auf den ersten Blick erscheint. Da sich Männlichkeit letztlich nicht eindeutig objektiv bestimmen lässt – zu denken ist etwa an die ungelösten Probleme von Geschlechtsnachweisen bei manchen Sportlerinnen und Sportlern –, liegt es nahe, dann von Maskulinität und Männlichsein zu sprechen, wenn eine Person dies aus dem Selbsterleben heraus so fühlt und für sich reklamiert. Von dieser subjektiven Dimension der „biopsychischen Maskulinität“ ist die Dimension „sozialer Männlichkeit“ abzugrenzen, die sich darauf bezieht, wie Männlichkeit sozial verhandelt, (re-)präsentiert und damit hergestellt wird (Performanz). Sie schlägt sich im Verhalten und in Handlungen von Personen und in Strukturen nieder, die als „männlich“ betrachtet werden und mitbestimmend sind für gesellschaftliche Machtkonstellationen.[¶] Das, was den ihnen zugrunde liegenden Praxen an „Männlichkeit“ zugerechnet wird, lässt sich als „Mannhaftigkeit“ verstehen. Mannhaftigkeit bezeichnet demnach den Bereich der Resultate intersubjektiver Verständigung über „Männlichkeit“, also das, was als personaler Ausdruck von Männlichkeit gesellschaftlich anerkannt wird.

Damit wird nicht behauptet, dass die Eigendefinition von Personen als „männlich“ unabhängig von den gesellschaftlichen Konstruktionen von Männlichkeit verlief. Allein die inhaltlichen Füllungen von Begriffen wie „männlich“ sind ja historisch und kulturell spezifisch und mithin konstruiert. Sie sind aber nur typisierende Bezeichnungen für das bio-psycho-physische Erleben des eigenen Körpers und seiner zeitlichen, räumlichen und sozialen Verortung. Dieses Erleben selbst vollzieht sich unabhängig von ihnen. Demzufolge liegt zwischen Mannsein und der Zuschreibung von Mannhaftigkeit die gleiche Kluft wie zwischen dem Jungesein und dem Attest von Jungenhaftigkeit, das bisweilen auch noch gestandenen Männern ausgestellt wird.

¶ Vgl. zu dieser begrifflichen Abgrenzung: Øystein Gullvåg Holter, *Social Theories for Researching Men and Masculinities*, in: Michael S. Kimmel/Jeff Hearn/R. Connell (eds.), *Handbook of Studies on Men and Masculinities*, Thousand Oaks u.a. 2005, S. 15–34.

Männliche Sozialisation ist demnach mindestens dreierlei: *zum Ersten* der auf der Basis des Empfindens leiblich-seelischer Maskulinität sich vollziehende Prozess der Entwicklung individueller und sozialer Handlungsfähigkeit über die aktiv-produktive Auseinandersetzung mit der natürlichen, materiellen und sozialen Umwelt;[¶] *zum Zweiten* die Entwicklung einer spezifischen Performanz, nämlich einer solchen, die mit männlicher Selbstdefinition, vor allem aber mit gesellschaftlich verbreiteten Männlichkeitsmustern assoziiert wird; und *zum Dritten* die nach außen wirkende Signalisierung einer Männlichkeit, der im obigen Sinne Mannhaftigkeit zugeschrieben werden kann.

Männliche Sozialisation ist damit nicht nur Männlichkeitssozialisation, sondern zum großen Teil auch Mannhaftigkeitssozialisation, also die aktive Aneignung gesellschaftlicher Muster von (Eigen-)„Arten“ des Männlichen. Das zentrale Diktum für männliche Kinder und Jugendliche heißt entsprechend: „Steh Deinen Mann!“ beziehungsweise „Sei ein Kerl!“ Mit anderen Worten: „Verhalte Dich, wie man es von jemandem erwartet, dem man zweifelsfrei Männlichkeit zuschreibt!“[¶]

In einer Welt der Pluralisierung von Männlichkeit sind solche Zuschreibungen zwar immer weniger eindeutig und stereotyp. Dennoch sind unterschiedliche männliche Praxen und Mannhaftigkeitsmuster keineswegs jederzeit austauschbar und gleichwertig. In der männlich hegemonialisierten Gesellschaft erweist sich vielmehr nach wie vor der Typus *hegemonialer Männlichkeit* als Leitfigur geschlechtsspezifischer Sozialisation.[¶] Von die-

¶ Vgl. Klaus Hurrelmann, *Einführung in die Sozialisationstheorie*, Weinheim–Basel 2006⁹, S. 15 f.

¶ Von hervorgehobener Bedeutung ist dabei die Bewertung durch andere Jungen und Männer. Mädchen und Frauen fungieren eher als „schmeichelnde Spiegel“, die bei den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ um verlässliche Männlichkeitsausweise dem jeweiligen maskulinen Akteur „das vergrößerte Bild seiner selbst zurückwerfen“. Vgl. Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt/M. 1997, S. 153–217; hier: S. 203.

¶ Vgl. R. Connell, *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*, Wiesbaden 2006¹. Zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit siehe auch den Beitrag von Lothar Böhnisch in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

sem Leitbild geht – vereinfacht gesprochen – die Botschaft aus: Ein „richtiger Kerl“ ist heterosexuell, handelt (wenigstens scheinbar und gemäß männlicher Kriterien) vernünftig und sagt, wo es langgeht.

Ob man nun davon ausgeht, dass männliche Kinder und Jugendliche aus intrinsischen Motiven heraus männliche Identität und männliche Habitualisierungen herausbilden wollen oder nicht: In der herrschenden „Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“¹⁶ sehen sie sich in jedem Fall mit dem Anspruch konfrontiert, sich in spezifischer, geschlechtlich unverwechselbarer Weise als männlich zu gerieren und über kurz oder lang ein „richtiger Mann“ zu werden. Sie müssen dafür ein *doing masculinity* praktizieren, das nicht nur ihre Männlichkeit und jungenspezifische Mannhaftigkeit, sondern auch ihre „Mannbarkeit“ unter Beweis stellt. Damit ist hier nicht ihre biologische Geschlechtsreife gemeint, sondern die primär in der Jugendphase bedeutsam werdende Fähigkeit, als jemand aufzutreten, der nicht nur altersentsprechende Momente von Mannhaftigkeit in sein aktuelles Sich-Orientieren und Agieren integrieren, sondern auch den Eindruck vermitteln kann, im Prozess der Mannwerdung zukünftig ein Niveau erkennbarer erwachsener Mannhaftigkeit erwerben zu können. Das Leitbild hegemonialer Maskulinität hat dabei aufgrund seiner festen strukturellen Verankerung in den Geschlechterverhältnissen und seiner hohen gesellschaftlichen Anerkennung die Kraft, Habitus generierend zu wirken und damit bis hinein in die korporale und psychische Repräsentanz quasi als „zweite Natur“ Wahrnehmungs-, Orientierungs-, Bewertungs- und Ausdrucksformen zu prägen.¹⁷

stehen sie nicht zuletzt aufgrund entsprechender altersspezifischer Entwicklungsaufgaben und -interessen unter dem besonderen Druck, männliche Identität, hier verstanden als die Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz eines männlichen Selbsterlebens, herauszubilden. Sie nehmen zudem an sie herangetragene Erwartungen wahr, männlich aufzutreten und jungenspezifisch mannhaft sowie mannbar zu wirken. Für sie liegt aus Anerkennungsgründen nahe, sich dabei am gesellschaftlich vorherrschenden Leitbild hegemonialer Männlichkeit zu orientieren.

Dennoch: Theoretisch stehen sie zunächst vor drei Alternativen, nämlich (1.) entweder geschlechtsspezifische Identitätsbezüge für sich selbst gänzlich abzulehnen, (2.) andere Männlichkeitsvorstellungen zu verfolgen als jene, die hegemonialer Männlichkeit entsprechen, oder (3.) sich an letztgenannter zu orientieren, sie auch zum Leitbild der Persönlichkeitsentfaltung in relevanten Lebensbereichen zu machen, sich vorerst aber, solange entsprechende Umsetzungen in Beruf, Partnerschaft oder öffentlichen Belangen nicht möglich sind, mit Realisierungen in gesellschaftlichen Symbolbereichen zufrieden zu geben. Eine weitere (4.) strategische Möglichkeit besteht darin, Mannhaftigkeitsaspekte und Mannbarkeitsnachweise entlang dem Muster hegemonialer Männlichkeit zwar bis zu einem gewissen Ausmaß und Grad für sich selbst zu akzeptieren, sie aber zugleich gänzlich oder teilweise zu ironisieren und dies auch durchgängig oder situativ zu erkennen zu geben. Es stellt sich die Frage, wie Jungen mit den damit verbundenen Herausforderungen geschlechtsspezifischer Identitätsbildung in ihren zentralen Lebensbereichen umgehen.

Was man weiß, was man wissen sollte

Freilich sind männliche Kinder und Jugendliche im Allgemeinen nicht in der Lage, Positionen zu besetzen, die ihnen hegemoniale Männlichkeit zuweisen können. Zugleich

Innerhalb der Familie sind die Erfahrungen von Jungen gegenwärtig vielfach davon gekennzeichnet, dass die Vaterrolle anders gelebt wird als in den Vorgängergenerationen. Insbesondere aufgrund gestiegener Frauenerwerbstätigkeit, des Wandels vom Befehl zum Verhandlungshaushalt und liberalisierter Erziehungsvorstellungen sind patriarchale Muster bereits seit längerem in Auflösung begriffen. Der Alleinernährer als Alleinbestimmer hat längst Minderheitenstatus. Die Flexibilisierung der Vaterfigur wird aber auch durch den Trend zu mutterzentrierten Alleinerziehenden-Haushalten und zu famili-

¹⁶ Vgl. Carol Hagemann-White, Sozialisation: Weiblich – männlich?, Opladen 1994.

¹⁷ Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M. 1982; ders., Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/M. 1993; Michael Meuser, Geschlecht und Männlichkeit, Wiesbaden 2010.

ären Konstellationen vorangetrieben, in denen Väter zwar vielleicht physisch existent, aber sozio-emotional weitgehend abwesend sind – nicht zuletzt aufgrund gestiegener beruflicher Beanspruchungen. Zugleich steigt die Anzahl der Männer, die modernisierte, das heißt enthierarchisierte und (tendenziell) egalitäre Geschlechterverhältnisse befürworten beziehungsweise leben, sowie derjenigen, die sich als Suchende auf dem Weg zu neuen männlichen Identitätsbezügen begreifen.⁸ Für Jungen werden im Zuge dieser Prozesse potenzielle väterliche Männlichkeitsvorbilder, Mannhaftigkeitszuordnungen und Mannbarkeitsanforderungen weniger lebensweltlich greifbar, uneindeutiger und interpretationsbedürftiger. Diese Deutungsoffenheit ist Belastung, Chance und Gefährdungskonstellation zugleich: Sie stellt konventionelle Orientierungsgewissheiten infrage, öffnet eben dadurch Wege zu neuen Horizonten, kann aber auch den Rückzug auf archaische Maskulinitätsmuster befördern.

Im Schul- und Bildungssystem ziehen die Jungen im Geschlechtervergleich seit geraumer Zeit den Kürzeren: Sie erzielen die schlechteren Noten, werden doppelt so häufig wie Mädchen von Lehrkräften als verhaltensauffällig eingestuft und sind überproportional an Förderschulen, unter Sitzenbleibern und Jugendlichen ohne Schulabschluss vertreten. Auch wenn man darin nicht unbedingt eine „systematische Benachteiligung“⁹ oder gar einen „Krieg gegen Jungen“¹⁰ sehen muss, so scheint doch eine strukturelle Fehlpassung zwischen den Erwartungen von Schule einerseits und den Bedürfnissen, bevorzugten Lernweisen und Verhaltensstilen von Jungen andererseits vorzuliegen. In den strukturellen Verursachungszusammenhängen ist dies durchaus eine Analogie zur Mädchenbenachteiligung früherer Jahrzehnte, die ebenso wenig auf intellektuelle Defizite oder subjektiv zu verantwortende Schuld der Zukurzgekommenen zurückzuführen war. Eine jungengerechte Schule wird daher nicht durch ein Zurückdrängen der oft

beklagten Feminisierung des Bildungspersonals oder allein durch eine Erhöhung der Anzahl der männlichen Beschäftigten in Betreuung- und Bildungsinstitutionen für Kinder und Jugendliche erzielt werden können. Vielmehr ist entscheidend, die im Gegensatz zu verbreiteten pauschalen Verdächtigungen durchaus bestehende Lernmotivation, Regelakzeptanz, Schulwertschätzung und Lehrkräfteanerkennung der weitaus meisten Jungen durch systemische und unterrichtliche Innovationen so aufzugreifen, dass sie sich besser als bislang für sie auszahlt.¹¹

Unter Gleichaltrigen sind für Jungen vor allem in der Jugendphase die Zugehörigkeit zu und die Anerkennung in einer geschlechtshomogenen Gruppe von hochgradiger Relevanz. Sie bildet so etwas wie den Durchlauferhitzer für männliche Sozialisation. Hier wird von jeher gelernt, was als mannhaft gelten kann. Hinweise verdichten sich jedoch, dass in diesem Kontext längst nicht mehr ungebrochen maskulinistische Konventionen ausgetauscht und eingeübt werden. Selbst dort, wo sie weiterhin zelebriert werden, geschieht dies meist mit einer gewissen ironischen Distanz, die das Wissen um die Ambivalenz und Modulhaftigkeit solcher Männlichkeitskultur zu erkennen gibt.¹²

Arbeit und Beruf stellen für Angehörige des männlichen Geschlechts traditionell wichtige Ankerpunkte von Identitätsbildung und Lebensführung dar. Die ökonomische und technologische Rationalisierung dieser Sphäre löst allerdings zunehmend das Normalarbeitsverhältnis als einen bedeutsamen Definitionskern von Männlichkeit auf. Gefragt ist immer mehr der jederzeit flexible *abstract worker* „als eine Figur, die ihre sozialen Bindungen und ihre Geschlechtszugehörigkeit in der Privatheit zurücklassen muss“.¹³ Physische Kraft und Geschicklichkeit des „Arbeitsmannes“ verlieren an Wert als Vorbildtugenden; Zuverlässigkeit, Disziplin und

⁸ Vgl. Rainer Volz/Paul M. Zulehner, *Männer in Bewegung*, Baden-Baden 2009.

⁹ Wassilios Fthenakis, *Ist das moderne Verlierertum männlich?*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 12. 11. 2007, S. 48.

¹⁰ Christina Hoff Sommers, *The War Against Boys. How Misguided Feminism Is Harming Our Young Men*, New York 2001.

¹¹ Vgl. aktuelle Anregungen auf den Internetseiten www.neue-wege-fuer-jungs.de und www.koordinations-maennerinkitas.de (11. 9. 2012).

¹² Vgl. Projektgruppe Mannopoly, *Kerlekulte. Inszenierungen von Männlichkeit*, Berlin 2012.

¹³ Lothar Böhnisch, *Soziale Konstruktion von Männlichkeit und Kristallisationspunkte männlicher Sozialisation*, in: Michael Matzner/Wolfgang Tischner (Hrsg.), *Handbuch Jungen-Pädagogik*, Weinheim-Basel 2008, S. 63–76, hier: S. 67.

Ordnungstugenden sowie familiäre Versorgungskompetenzen des mittleren Angestellten werden relativiert, wenn männliches Ansehen und männliche Hegemonie immer mehr über Insignien des öffentlichen und ökonomischen Erfolgs ausgewiesen werden. Männliche Jugendliche orientieren sich entsprechend um, tragen dabei aber umso mehr das Risiko des Scheiterns und der Resignation, je stärker ihnen Zugänge zu modernisierten Männlichkeitsausweisen des Arbeitsmarkts verbaut sind beziehungsweise erscheinen.

Die Medien bringen ihren enorm gewachsenen Stellenwert dadurch zur Geltung, dass sie gerade in weiten Teilen der für Jugendliche attraktiven Genres – etwa in Filmen, Computerspielen und Musik(clips) – der Abflachung und tendenziellen Neutralisierung von lebensweltlich erfahrbaren geschlechtsspezifischen Ordnungen Bilder entgegensetzen, die überkommene geschlechtsspezifische Zuweisungen ästhetisierend in Szene setzen. Hier können sie als (*doing*) *masculinity*-Module konsumiert werden, ohne sie real zu leben.¹⁴

Insgesamt wird deutlich: Im Prozess des Aufwachsens werden Jungen heute bereichsübergreifend schwierige Balanceakte abgefordert: Sie sehen sich auf der einen Seite mit der gesellschaftlichen Anforderung konfrontiert, eine von (nur) zwei gesellschaftlich akzeptierten Geschlechtsidentitäten, eine männliche Identität nämlich, herauszubilden. Auf der anderen Seite werden aufgrund der Modernisierungen von Geschlechterverhältnissen und -bildern die Konturen dessen, was damit gemeint ist, immer undeutlicher. Zwar bleibt die Aneignung eines Habitus männlicher Hegemonie Orientierung stiftend, in dem Maße aber, wie er sich von physischen Voraussetzungen löst, damit in seiner geschlechtsspezifischen Ausrichtung neutralisiert, ja sogar von Mädchen und Frauen erworben wird und in einer Kultur der sozioökonomischen Durchsetzung und Erfolgsdemonstration aufgeht, wird seine geschlechtliche Zuordnung ambivalenter und abstrakter. Im Zuge dessen haben sich die Kriterien für Atteste von Mannhaftigkeit und Mannbarkeit enttraditionalisiert und pluralisiert. Sie werden insgesamt deutungsöffener, variieren jedoch nicht mehr nur lebensphasen-, lebensbereichs- und situations-, sondern zunehmend auch mili-

euspezifisch, weil Bildung(szertifikate), Statuspositionen, überdurchschnittliche Konsumfähigkeit und beruflicher Erfolg immer stärker zu zentralen Belegen männlich-hegemonialer Potenz werden, sozial benachteiligte und abgehangene Teile der Bevölkerung aber nicht an ihnen partizipieren (können). Diese neuen Nachweise von Männlichkeit beziehungsweise Mannhaftigkeit entwerten konventionelle Muster männlicher Überlegenheit und schieben diese in Reservate ab (etwa Sport, Mode, Medien), wo sie nur noch symbolkulturelle Funktionen haben.

Gerade für Jungen, denen – zum Beispiel aufgrund eingeschränkter Bildungschancen oder Trübungen beruflicher Aussichten – Zugänge zu modernisierten Formen hegemonialer Männlichkeit nur unzureichend oder gar nicht zur Verfügung stehen, kann allerdings auch das archaische Muster interpersonaler Dominanz – und damit dann auch eine Orientierung an Bedrohlichkeitsinszenierungen und physischer Gewalt¹⁵ – nachhaltig Attraktivität entfalten. Auch weil jungenspezifische gegenüber erwachsener Mannhaftigkeit ohnehin experimenteller, fluider, wilder, risikobereiter, unangepasster, ja unter Umständen provokanter sowie rebellischer und vergleichsweise stärker auf physisch-sinnliches Erleben (wollen) bezogen ist, sind derartige Lösungen männlicher Identitätsproblematiken für sie eher naheliegend.

Ressourcen kapitalisieren

Selbst wenn es so scheint, als machten männliche Kinder und Jugendliche gesellschaftlich häufiger Probleme als ihre Altersgenossinnen: Junge Burschen sind mehr als Problemfälle. Als Kinder beziehungsweise Jugendliche sind sie Menschen in Entwicklung, Menschen, die darauf ausgerichtet sind, eine orientierungs- und handlungssichere, einzigartige Persönlichkeit mit sozialer Anschlussfähigkeit aufzubauen. Obschon ihre individuellen Praxen dabei höchst variationsreich ausfallen, zeigen sie in ihrem Durchschnitt doch alters- und geschlechtsspezifische Muster: Jungsein und Jungesein prägt sich in bestimmter Weise aus. Kennzeichnend ist dabei weniger ein Muster von Devianz, Delin-

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Vgl. Kurt Möller, Jungen und Gewalt, in: M. Matzner/W. Tischner (Anm. 13), S. 274–289.

quenz und Gewalt, sondern vor allem die Suche von und das proaktiv experimentierende Umgehen mit Herausforderungen. Diese liegen in erster Linie auf vier Feldern:

- Jungen suchen handlungsbezogene (insbesondere erkundungsorientierte und wettbewerbliche) Herausforderungen, um sich als bewältigungskompetente, selbstwirksame und kontrollfähige Subjekte zu erfahren, die „die Dinge im Griff“ haben.
- Jungen wollen vitale physisch-sinnliche Bedürfnisse realisieren beziehungsweise mit ihrer Befriedigung experimentieren.
- Jungen suchen nach Integration – besonders in geschlechtshomogene Zusammenschlüsse von Gleichaltrigen (*peers*), aber auch in andere soziale Kontexte (familiäres Aufgehobensein, schulische Anerkennung, in der Jugendphase: Paarbeziehungen).
- Jungen stellen Sinn-Fragen; sie wollen wissen, wozu von ihnen abgeforderte Tätigkeiten wie etwa lernen, arbeiten, helfen, öffentliche Belange berücksichtigen und gegebenenfalls auch beten gut sind und wie sie das umsetzen können, was ihnen sinnvoll erscheint.

Kurzum: Jungen fordern Lebensgestaltungsmöglichkeiten ein. Insofern sie dies nicht anders tun als Mädchen, wird deutlich: Jungen sind nicht nur männlich, sie sind auch junge Menschen. Insoweit sich ihre Lebensgestaltungsversuche jedoch von denen der meisten Mädchen unterscheiden, werden Orientierungspunkte relevant, die aus bio-physischen Charakteristika, männlichen Praxen sowie Männlichkeitsvorstellungen, Mannhaftigkeitsdefinitionen und wahrgenommenen Mannbarkeitsoptionen abgeleitet werden. Mit ihnen auf eine Weise balancieren zu können, die weder individuell noch sozial schädigend wirkt, mehr noch: die die Entwicklung einer selbst- und sozialkompetenten Persönlichkeit und die Gestaltung befriedigender Lebensverhältnisse vorantreibt, stellt eine erhebliche Ressource privater und gesellschaftlich relevanter Lebensführung dar.

Gesellschaftlich und pädagogisch werden junge Kerle gegenwärtig eher als Problemgruppe betrachtet: als Unruhestifter im öffentlichen Raum, als Krawallbrüder im Fußballstadion und anderswo, als (potenzielle)

Kriminelle und Gewalttäter, als Störer im Unterricht, als Schulversager oder exzessive Alkohol- und dumpe Ballerspiel-Konsumenten. Ihre überproportionale Betroffenheit von Phänomenen wie den genannten ist ebenso unbestreitbar wie die Notwendigkeit, sich mit solchen Problemen auseinanderzusetzen. Nur: Die überwältigende Mehrheit der Jungen geriert sich anders. Differenzierung tut Not. Gerade jene stärker in den Blick zu nehmen, die mit den hier erörterten Herausforderungen positiv umgehen, ist vermutlich viel mehr von Nutzen als eine einseitige Problemzentrierung.

Politik und Pädagogik für Jungen sollten sich nicht darauf beschränken, aus „Anti-Haltungen“ heraus Strategien der Vermeidung rückwärtsgewandter maskulinistischer Orientierungen zu überlegen. Entwürfe für neuartige Orientierungsmarken von Mannwerdung und Männlichkeit lassen sich auch aus einem „Pro“ gewinnen. So gesehen kommt es darauf an, jenseits homogenisierender Problemzuschreibungen die Ressourcen von zahlreichen Jungen zu identifizieren und sie als ihr sozial-kulturelles Kapital anzuerkennen: Experimentierfreude, Risikobereitschaft, unter Coolness suggerierendem Understatement verborgene Anstrengungsbereitschaft in Schule und Beruf, Akzeptanz von Regeln, Verantwortungsübernahme, Humor und Schlagfertigkeit, Freundschaft, Solidarität, Hilfsbereitschaft, soziales Engagement, Bereitwilligkeit zur Übernahme „weiblich“ konnotierter Aufgaben, Offenheit für aussichtsreich erscheinende Jungenförderungsprojekte und anderes mehr.¹⁶

Vor diesem Hintergrund ist eine Politik für Jungen, der private und institutionelle Umgang mit ihnen und insbesondere auch eine Arbeit mit Jungen in Kindergarten, Schule und Jugendhilfe weniger eine Frage der richtigen Methodik. Vielmehr ist sie eine der Haltung.

¹⁶ Vgl. zum Beispiel: Jürgen Budde/Stefanie Krüger, Mehrperspektivische Evaluationsstudie: Jungenförderung durch das bundesweite Projekt Neue Wege für Jungs, in: Zeitschrift für Evaluationsforschung, 9 (2010) 1, S. 125–136.

„APuZ aktuell“, der Newsletter von

Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: www.bpb.de/apuz-aktuell

APuZ

Nächste Ausgabe 41–42/2012 · 8. Oktober 2012

Zukunft des Publizierens

Petra van Cronenburg

In der dunklen Höhle. Zur Zukunft des Buchs

Michael Roesler-Graichen

Digitales Publizieren: Stand und Perspektiven

Jeff Gomez

Geschichten erzählen im digitalen Zeitalter

Dominique Pleimling

Social Reading – Lesen im digitalen Zeitalter

Thomas Carl Schwoerer

Das Urheberrecht und die Zukunft des Verlegens

Anne Lauber-Rönsberg

Raubkopierer und Content-Mafia –
Die Debatte um das Urheberrecht

Jeanette Hofmann · Christian Katzenbach · Merlin Münch

Kulturgütermärkte im Schatten des Urheberrechts

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Asiye Öztürk
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne Seibring
Sarah Laukamp (Volontärin)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
21. September 2012

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kurahsenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weidenfeller Straße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1
18184 Roggentin
Telefax (038204) 66 273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit
4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

- Thomas Gesterkamp*
3–10 **Für Männer, aber nicht gegen Frauen**
Emanzipatorische Männerpolitik ist geschlechterdialogisch orientiert. Die antifeministische „Männerrechtsbewegung“ dagegen bildet nicht die Mehrheit der „Männer in Bewegung“ und prägt nicht die Ansätze staatlicher Männerpolitik.
- Walter Hollstein*
10–16 **Vom Singular zum Plural: Männlichkeit im Wandel**
Das traditionelle Männerbild ist noch immer wirkmächtig, doch mit dem Feminismus setzte eine grundlegende Um- und auch Abwertung von Männlichkeit ein. Entsprechend spielen Männer in der Gleichstellungspolitik kaum eine Rolle.
- Michael Meuser*
17–24 **Entgrenzungsdynamiken: Geschlechterverhältnisse im Umbruch**
Mit dem Geschlecht sind immer noch unterschiedliche Teilhabechancen verbunden. Diese sind zwar nicht mehr durchgängig zu Lasten der Frauen verteilt, aber gerade im Erwerbsleben und in der Familie reproduzieren sich tradierte Strukturen.
- Lothar Böhnisch*
24–30 **Männerforschung: Entwicklung, Themen, Stand der Diskussion**
Die heutige Männerforschung zeigt, dass sich hegemoniale Männlichkeit flexibilisiert hat und ihre Ränder unscharf geworden sind. Das Problem der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf ist inzwischen auch zum Männerproblem geworden.
- Alexandra Baronsky · Irene Gerlach · Ann Kristin Schneider*
31–36 **Väter in der Familienpolitik**
Ein Vergleich des Mutterschaftsurlaubsgeldes, des Erziehungs- und des Elterngeldes zeigt den Wandel der Familienpolitik. Die Unterstützung aktiver Vaterschaft entstand dabei aus volkswirtschaftlichen anstatt aus normativen Gründen.
- Diana Baumgarten*
37–40 **(Nicht) Vater werden und (nicht) Vater sein heute**
Betreuung und Erziehung von Kindern als väterliche Aufgaben haben an Bedeutung zugenommen – einerseits als individuelles Bedürfnis von Männern, andererseits als gesellschaftlicher Anspruch, der verstärkt an Männer adressiert wird.
- Kurt Möller*
41–46 **Wie aus Jungen Männer werden**
Für Jungen sind potenzielle Männlichkeitsvorbilder heute schwieriger greifbar. Die Deutungs Offenheit stellt Gewissheiten infrage, öffnet dadurch Wege zu neuen Horizonten, kann aber auch den Rückzug auf archaische Maskulinitätsmuster befördern.